This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

WIDENER LIBRARY
HX JRTT P

25228.25

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
MRS. ANNE E. P. SEVER,
OF BOSTON,
Widow of Col. James Warren Sever,
(Class of 1817,)

24 May, 1881.

Legenden, Volkssagen, Gespenster- und Zaubergeschichten.

Gesammelt und bearbeitet

von

Ludw. v. Baczko und Andern.

Dritter Band.

Halle und Leipzig,
in der Ruffschen Verlagshandlung.
1818.

25228.25
MAY 24 1861
Sewer Fund.

Vorrede.

Die Verlagshandlung, mit dem Absatze der beiden ersten Bände dieser Legenden ꝛc. nicht unzufrieden, äußerte den Wunsch, da bei dem Abdrucke des zweiten Bandes noch einiges Manuscript übrig geblieben war, auch noch einen dritten in Verlag zu nehmen;

allein die Nähe der Leipziger Messe, meine Kränklichkeit, und manche andere Geschäfte erlaubten es mir, nur nachstehende Erzählungen zu liefern:

1) Der Zauberspiegel, wozu ich den Stoff zufällig in einem alten Buche fand.

2) Weinrwa der Verführer, wozu die Erzählung unserer Chroniken, daß der Landmeister Hartmann von Grumbach, der aber dafür seines Amtes entsetzt wurde, zur Zeit des Aufstandes der Preußen, zwei Ritter des Deutschen Ordens eigenmächtig in El-

hing verbrennen ließ, den Stoff gab.

3) Das verwünschte Schloß entsprang durch die darin erzählte Gespenstergeschichte, die noch im Munde des gemeinen Mannes umher läuft.

4) Der Todtenkopf. Diese Erzählung habe ich aus dem Munde eines Mannes, dem ein Freund, der selbst die Erscheinung des Todtenkopfes gehabt zu haben versicherte, solche mitgetheilt hatte.

Da diese Erzählungen aber zu einem ganzen Bande nicht hinreichten;

so wurden noch einige andere hinzu gesetzt, welche mir zwar vor dem Abdrucke nicht zugeschickt werden konnten, welche aber von dem Herrn Professor Mank in Halle aus mehreren ausgewählt sind.

Königsberg in Preußen,
den 22. September 1817.

L. v. Baczko.

Inhalt.

Der Zauberspiegel.	Seite 1
Die Teufelsmauer am Harze.	33
Ludewig von Eichenberg.	61
Ferdinand Ximenes.	125
Das große Weinfaß zu Gröningen.	183
Weinuwa oder der Verführer. Eine Legende.	227

Das verwünschte Schloß. Eine Volks-
sage. Seite 297

Der Todtenkopf. 343

Der
Zauberspiegel.

Auf dem Schlosse Lapotka lag ein alter Thurm, von dem mancherlei wunderbare Sagen umherliefen; da aber die Thür aus dicken eichenen Bohlen und stark mit Eisen beschlagen, so viel man wußte, seit Menschengedenken nicht geöffnet war, so wußte auch niemand darüber rechten Bescheid zu geben. Am allgemeinsten aber war die Erzählung, daß ein vormaliger Besitzer der Burg in einem schwarzen, noch in diesem Thurm vorhandenen Gemache vor Alters Zauberei getrieben habe, sein Geist noch dort umherwanke, und zuweilen in der Mitternachtsstunde die Thür des Thurmes mit schrecklichem Getöse geöffnet würde.

Franz, der muntere Sohn des Besitzers, hatte sich daher nie diesem Thurm ohne ein besonderes Grauen genahet, aber von seinem Vater, gegen den er einst im seinen Jünglings-

fahren den Wunsch äußerte, daß doch dieser häßliche Thurm, der die ganze Burg verunstalte, abgebrochen werden möchte, die bedenkliche Antwort erhalten, daß er vielleicht selbst dereinst die Sache anders beurtheilen würde. Lahy hatte, nach dem Wunsche seiner Mutter, ein frommer Priester erzogen; aber dieser war, vom Menschen oft getäuscht und schändlich hintergangen, mit der Welt unzufrieden, in den Mönchsstand getreten. Franz wurde durch ihn für die Wissenschaften gebildet, hegte Achtung für Frömmigkeit und Tugend; aber Mißtrauen und Argwohn gegen die Menschen zeigten durch die täglichen Aeußerungen des Lehrers allmählich auch in die Seele des Zöglings über. Jetzt war er, um seine Erziehung zu vollenden, einige Jahre lang aus dem väterlichen Hause abwesend, als ihm von seinem Diener ein Brief des Vaters eiligst zurückrief, weil dieser, der täglich stärker die Abnahme seiner Gesundheit fühlte, ihn noch vor seinem Ende zu sprechen wünschte, um so mehr, da Schwedens König

Karl der 12te bei Narva und an der Düna geſiegt hatte und Polens Grenzen bedrohete. Franz gehorchte dem väterlichen Befehl, nahete ſich der Heimath mit dem herzlichſten Wunſche, ihn noch am Leben zu finden. Mit ängſtlichpochendem Herzen fuhr er durch das Schloßthor, ſuchte die Erfüllung ſeines Wunſches, daß der Vater noch lebe, auf jedem Geſichte zu leſen.

Da kam ihm der alte Ignaz entgegen. „Gott ſey Dank!“ rief er, „noch lebt unſer Herr, er iſt aber ſehr ſchwach.“

„So eile, den guten Vater,“ ſagte Franz, „auf meine Erſcheinung vorzubereiten.“

„Er wußte ja, daß ihr heute kommen würdet,“ ſagte Ignaz, „drum gehet doch nur zu dem Kranken.“

Franz konnte freilich nicht begreifen, woher ſein Vater eine ſo beſtimmte Nachricht erhalten hätte; doch eilte er zu dem Bette des Kranken, der ihn mit herzlicher Freude em-

fing, und sogleich forderte, mit ihm allein gelassen zu werden.

„Meine Vermögensumstände," fing der Kranke an, „sind äußerst zerrüttet; aber mein Jugendfreund, der Staroſt Drebinski, hat mir die Hand seiner schönen und reichen Tochter für dich zugesagt. Sie ist noch jung, ihr Herz ist frei, suche ihre Liebe und ihres Bruders Freundschaft, beide wirst du erhalten, und hiedurch unser Geschlecht, das dem Erlöschen nahe ist, zu neuem Glanz empor heben. Vielleicht auch, daß dein Mutterbruder, wenn gleich zwischen uns Feindschaft entsprang, diese nicht gegen dich fortsetzt."

Der Greis schien sehr erschöpft, die Sprache ward ihm schwer. Doch ermannte er sich noch.

„Ein wichtiges Geheimniß," sagte er mit kaum vernehmbarer Sprache, „muß ich dir noch anvertrauen, welches, zweckmäßig benutzt, dich zum höchsten Glücke führen kann. Dort im Thurme — Ignaz!"

Er fiel in Ohnmacht. Zwar erwachte er noch einmal und wollte sprechen, aber die Sprache mangelte bereits dem Sterbenden, und nach wenig Stunden war er nicht mehr. — Franz liebte seinen Vater von ganzem Herzen, und der Gedanke an den theuern Verstorbenen füllte eine Zeitlang seine ganze Seele. Er fand die Geschäfte seines Vaters in der höchsten Verwirrung, und von manchem konnte ihm zwar Ignaz, der Verwalter des Gutes und der Vertraute seines Vaters, einige Auskunft geben, aber bei manchem war dieses nicht der Fall, besonders bei einem äußerst wichtigen Rechtshandel, und Ignaz, von dem er vergeblich einige Auskunft zu erhalten gesuche hatte, sagte endlich: „Vielleicht könnt ihr hierüber nur etwas durch den Spiegel erfahren." — Franz sah ihn mit Erstaunen an, und da ergab es sich dann endlich, daß Ignaz glaubte, der Sterbende hätte den Sohn völlig von dem Familiengeheimniß unterrichtet. Als er aber erfuhr, daß dieses unterblieben wäre, versprach

er, um Mitternacht ihn mit allem gehörig bekannt zu machen.

Das geheimnißvolle Benehmen, welches Ignaz durchaus beobachtete, da er sich nicht bestimmter erklären wollte, dies zum Theil nicht thun zu können versicherte, machte die Neugierde des feurigen jungen Mannes in einem hohen Grade rege. Er erinnerte sich der letzten Worte des sterbenden Vaters und erwartete daher mit Sehnsucht die Mitternacht. Sie erschien; mit ihr Ignaz. In einen Mantel gehüllt, eine Laterne in der einen, einige große Schlüssel in der andern Hand, so trat er ins Zimmer. Auf sein Verlangen mußte sich auch Franz in einen Mantel hüllen. „Denn ich wünsche, daß, wenn uns jemand sieht, man uns für Gespenster halte." Und so gings nach dem Thurme, dem Franz, bei den Erinnerungen aus seinen Jugendjahren, sich nicht ohne geheimen Schauder nahete, welchen noch das widrige Knarren, bey der Thür beym Oeffnen erregte, und die dumpfe Kerkerluft, die

ihm aus dem Thurme entgegen drang, zu vermehren schien.

„Was," fragte er, „soll ich hier?"

„Folgt mir, ihr werdet sehen!" sprach Ignaz.

Er öffnete eine zweite Thür, sie traten in eine verfallene Kapelle, er öffnete eine Fallthür und stieg hinab. Franz stutzte einen Augenblick, doch seine Erwartung war gespannt, er folgte. Es war ein Leichengewölbe. Zwischen zwei Reihen vermoderter Särge und umherliegenden Gebeinen naheten sie sich einer eisernen Thür, und traten durch diese in ein kleines Gewölbe, dessen Wände mit schwarzen Decken behängt waren. Auf dem Boden lag ein schwarzer Teppich, auf diesem stand ein kleiner Altar, auf welchem zwischen zwei schwarzen Kerzen ein Todtenkopf, vor diesem ein Buch in schwarzem Bande lag.

„Was soll das alles?" fragte Franz.

„Ich vollziehe den Auftrag eures verstorbenen Vaters, der mir auf den Fall ertheilte

wurde; wenn er eure Ankunft nicht erleben sollte."

„Aber die Sache selbst?"

„Vernehmet, was ich aus dem Munde des Verstorbenen weiß. Einer eurer Vorfahren, ein frommer Greis, wahlfahrtete mit seinem Sohne nach Jerusalem; sie fielen auf der Rückreise Seeräubern in die Hände, wurden zu Alexandrien als Sklaven verkauft. So lange sie noch bei einander waren, schützte den Sohn die Frömmigkeit des Vaters gegen Verzweiflung; allein der Greis unterlag den ungewohnten Beschwerden. Der Sohn, ohne Führer, ohne Freund, an Genüsse und Bequemlichkeit gewöhnt, jetzt im Jünglingsalter, ohne Aussicht jemals von der drückendsten Sklaverei erlöset zu werden, bekam durch Zufall die Bekanntschaft eines Koptischen Mönchs, der ihn loskaufte, und bei dem er einige Jahre zubrachte. Was sie beide trieben, ist Gott und den Heiligen bekannt; allein euer Ahnherr kam glücklich zurück, ward reich und brachte

Er errichtete bei seinem Familiengewölbe dieses kleine Gemach, und hinterließ seinen Nachkommen, um ihnen die Zukunft zu enthüllen, den Zauberspiegel, dessen Gebrauch dieses Buch lehret."

„Wo ist denn dieser Spiegel?" fragte Franz.

„Hütet euch, den Schleier davon abzunehmen; es ist nur unter den im Buche angezeigten Bedingungen erlaubt. Uebrigens aber will ich euch alles, soweit es ohne Gefahr geschehen kann, zeigen."

Er zog einen Vorhang auf. Franz bebte zurück: in einer Höhlung der Wand stand eine Mumie. Sie hielt in beiden Händen den Spiegel, den ein schwarzer Schleier, worin mit Gold unbekannte Zeichen gestickt waren, verhüllte.

„Nur ein Abstämmling dessen, der dieses Gemach anlegte, darf in den Spiegel blicken. Ihr wisset nun alles, was mir anvertraut ist; das Buch wird euch das Uebrige lehren."

„O,“ sagte Franz mit Wehmuth, „nun weiß ich, warum meine gute fromme Mutter so oft im Stillen weinte; ihre Freundinnen mutmaßten es Schwermuth, weil sie niemanden die Ursache ihrer Thränen angab. Wahrscheinlich war sie mit diesem gräflichen Familiengeheimnisse bekannt.“

„Ihr habt Recht,“ antwortete Ignaz, „und euer edler Oheim, der, eh' er, damals ein junger Mann, einige Jahre vor eurer Geburt, mit König Johann Kasimir, Polen verließ, von eurer Mutter, als er von ihr Abschied zu nehmen herkam, nachdem er die strengste Verschwiegenheit zugesagt hatte, von allem unterrichtet wurde, erhielt selbst von eurem Vater das Versprechen, daß er diesen Zauberspiegel zerstören wolle, glaubte, daß es erfüllt wäre, erhielt, ich weiß nicht durch welchen Zufall, die Nachricht vom Gegentheil, und daher entstand die Spannung zwischen ihm und eurem Vater.“

„Nun dann, so will ich aus Achtung für meine verstorbene Mutter dieses abscheuliche Geräth zerstören.“

„Haltet ein; denn selbst dieses kann nur unter den im Buche vorgeschriebenen Umständen Statt finden.“

„So nimm dann dieses schändliche Buch mit, und laß uns diesen gräßlichen Ort verlassen.“

Franz warf das mitgenommene Buch in einen Schrank; allein alle jene Unruhen, die das Einrücken der Schweden in Polen veranlaßte, die vielen Prozesse, das Herandringen der Gläubiger fesselte bald seine ganze Aufmerksamkeit. Er fühlte bald, sich nicht durch eigene Kraft erhalten zu können, nur die ihm von seinem Vater vorgeschlagene reiche Heirath schien ihm das einzige noch übrige Rettungsmittel zu seyn. Er eilte zu Drebinski und ward als der Sohn eines alten Freundes mit Herzlichkeit empfangen.

„O! wie lieb,“ sagte er, „ist mir gerade

jetzt einer Besuch, damit ihr noch die Bekanntschaft meiner Tochter machen könnet, die, weil bei den jetzigen Unruhen das Land kein schicklicher Aufenthalt für ein junges Frauenzimmer ist, nach Warschau abgehet, und meine dort wohnende Schwester, mit einem Schwedischen Passe versehen, ist bereits hier, um sie nach Warschau abzuholen."

Franz wurde schon durch diese Anrede mit froher Hoffnung erfüllt. Jetzt trat Rosalie in's Gemach; ihre feine Schönheit wirkte auf ihn im ersten Augenblicke; aber ihre kindliche Unschuld, die edle Einfalt ihrer Sitten, die Herzlichkeit, die sie in jedem Augenblick gegen ihren Vater äußerte, bezauberten ihn ganz. Sie zu besitzen, schien ihm bald das höchste Glück zu seyn, das für ihn auf Erden erreichbar wäre. Mit liebreichem Wohlgefallen beobachtete Drebinski den Eindruck, den die Reize seiner schönen Tochter auf den Sohn seines Freundes machten. Dieser mußte sich auch den Beifall der Kastellanin Mozinski zu erwerben,

und der junge Mann, von allen, die ihr lieb und werth waren, gepriesen, ward daher auch bald der schönen Rosalie nicht gleichgültig. Franz bemerkte dies, die Erinnerung aller seiner Leiden verschwand, seine Phantasie zauberte ihm paradiesische Aussichten vor, und so verstrichen einige der glücklichsten Tage seines Lebens. Aber am Abende vor der Abreise schien das vorher so frohe Gespräch zu stocken. Mit trüben Blicken sah Franz auf Rosalie, er hatte dem Vater seine Wünsche erklärt, der ihm aber keine bestimmte Antwort ertheilt, sondern alles von der Wahl seiner Tochter abhängig erklärt hatte. Mit niedergeschlagenem Blick, den sie nur zuweilen auf den schönen jungen Mann zu richten wagte, saß Rosalie, indeß mancher leise Seufzer den schönen Busen hob, an des Vaters Seite. Beide beobachtete die Kastellanin mit sanftem Lächeln, indem sie zugleich ihrem Bruder manchen bedeutenden Blick zuwarf. Da erhob sich der alte Drebinski von einem Lehnstuhl.

„Liebe Rosalie,“ sagte er mit sanfter Stimme, „gern möchte ich dich noch vor meinem Ende an der Hand eines Mannes erblicken, der deine Liebe und Achtung verdient.“

Sanft erröthend küßte Rosalie des Vaters Hand, dieser fuhr fort:

„Sieh, dieser wackere junge Mann ist der Sohn meines Jugendfreundes; ich versprach dem sterbend kranken Vater, wenn dein Herz nicht entgegen wäre, deine Hand für seinen Sohn. Ich will deiner Wahl nicht vorgreifen, aber wenn ich euch vereinigt mit einander vereint zufrieden und glücklich sehen sollte, so würde dies die letzten Tage meines Lebens aufheitern.“

Eine Thräne zitterte im Auge der gerührten Rosalie, sie reichte schweigend ihre Hand an Franz, dieser drückte sie an sein Herz und dann den ersten Kuß auf ihre Lippe. Der Vater blickte dankend gen Himmel, die Kastellanin weinte Freudenzähren. Die Abreise wurde jetzt noch um ein paar Tage verschoben, das

junge Paar fühlte sich so überschwenglich glücklich. Die Vollziehung der Heirath wurde beschlossen, sobald das Getümmel des Krieges vorüber wäre. Franz dachte jetzt an nichts als an seine Rosalie, und bot unermüdet jede Kraft auf, seinen gesunkenen Wohlstand zu ergänzen.

So vergingen einige Monate, da starb Orzbinski. Wird, dachte Franz, Rosalie, die mir nur gemäß dem Wunsche ihres Vaters ihre Hand zusagte, jetzt, gewiß ihrer Schönheit wegen überall vergöttert, zu Warschau, vielleicht von Männern umgeben, hinter denen ich in jeder Hinsicht zurückstehe, auch mir jetzt noch ihre Liebe schenken? Dieser Gedanke verfolgte ihn unaufhörlich. Er schrieb an Rosalie, glaubte, in ihrer Antwort nicht mehr die vorige Zärtlichkeit zu bemerken, und erhielt in dieser zugleich die Nachricht, daß ihr Bruder, der sich seit einigen Jahren in Frankreich aufgehalten hätte, auf der Rückreise begriffen wäre.

„O ihr Heiligen!“ rief Franz, indeß die Thränen über seine Wange rollten, „wird dieser Bruder, dem ich ein gleichgültiger Unbekannter bin, nicht vielleicht alles aufbieten, mir, dessen zerrüttete Vermögensumstände nicht unbekannt sind, die Hand seiner Schwester zu entziehen? Dieser Gedanke peinigte ihn schrecklich. Er wollte sich durch Arbeit zerstreuen, setzte sich an den vom Vater ererbten Schreibtisch. Beim Durchsuchen der Papiere bemerkte er eine verborgene Schublade. Sie enthielt Briefe seines Oheims, der, nachdem er Polen verlassen hatte, in französische Kriegsdienste getreten war, und dort eine ansehnliche Stelle bekleidete. Jeder der Briefe enthielt die Forderung, das bewußte Gemach und den Zauberspiegel zu zerstören, der letzte aber die Versicherung, daß er, wenn dieß nicht innerhalb drei Monaten durch ein Zeugniß des Vater Dominicus erwiesen würde, sein ansehnliches Vermögen Wittwen und Waisen, im entgegengesetzten Falle aber einzig dem Sohne sei-

nur Schwester hinterlassen würde. Dieser Brief war schon vor zehn Jahren geschrieben; doch erwachte die Hoffnung, vielleicht noch durch die Güte seines Oheims wohlhabend und hierdurch Rosaliens würdiger zu werden.

Er klingelte, auf sein Verlangen erschien Ignaz.

„Kennst du den Vater Dominicus?"

„Es war der Beichtvater eurer sieben-seligen Mutter."

„Lebt er noch?"

„Er ist Prior im benachbarten Kloster."

Franz eilte dahin und wurde freundlich empfangen. Daß sein Vater sich mit Magie beschäftigte, und daß seine fromme Mutter und ihr Bruder alles aufgeboten hatten, ihn von dieser abscheulichen Beschäftigung abzuleiten, nur dieß wußte Dominicus, die nähern Umstände waren ihm unbekannt; doch konnte er, da sich Franz nach seinem Oheim erkundigte, ihm die Nachricht ertheilen, daß dieser als französischer General noch beim Ausbruch des

letzten Krieges gelebt hätte, und er versprach, wenn Franz an seinen Oheim schreiben wollte, den Brief zu befördern. Franz schrieb sogleich, versprach die Zerstörung des verruchten Gemachs, und ergriff nun das Buch in der Absicht, sich mit der Art und Weise bekannt zu machen, wie diese Zerstörung ohne alle Gefahr vorgenommen werden könnte. Er fand im Anfange die Ceremonien beschrieben, mit welchen der Schleier vom Spiegel genommen werden sollte, und die Zauberworte, die vor der Einsehung in den Spiegel ausgesprochen werden müßten. Auch sollte dasjenige, worüber man vom Spiegel Bescheid forderte, als Frage auf die bei diesem Buche befindlichen weißen Blätter und nachher auch jederzeit die Antwort, welche der Spiegel gegeben, aufgezeichnet werden. — Neugier trieb ihn, die letzte Frage, die sein Vater an den Spiegel gethan hätte, zu lesen. Sie hieß: „Hat mein Sohn Reichthum zu hoffen?" Der Spiegel zeigte eine aufgehäufte Menge von Geldstücken." Franz

fühlte eine augenblickliche Freude, aber bald erwachte auch wieder sein Mißtrauen. Zu hoffen? welche unbestimmte Frage! Zu erhalten? hätte es heißen müssen.

In diesem Augenblicke kam schwedische Einquartierung. Franz verschloß sein Buch, und eilte sie zu empfangen. Die Offiziere eines ganzen Regiments kamen auf sein Schloß. Franz, voll Unruhe im Herzen, saß stillschweigend und in sich gekehrt, desto froher machte der ungarische Wein die Schweden beim Mittagsmahl. Die ältern Offiziere vergaßen ihre Jahre und neckten die jüngern mit ihren Liebschaften zu Warschau.

„Lillenström," sagte der Eine, „ist noch ganz traurig, er kann die schöne Rosalie nicht vergessen!"

„Warum sollte ich es läugnen?" sagte Lillenström, ein schöner junger Mann. „Sie ist das schönste Mädchen, das ich jemals sah, und huldigt ihr nicht ein jeder?"

Die übrigen Offiziere stimmten in diesen Ton ein. Der Name Rosalie wirkte peinlich auf Franz; doch ermannte er sich, und fragte mit anscheinender Gleichgültigkeit: „Wer ist denn die gepriesene Schöne?"

„Rosalie Drebinski!" antwortete einer der Schweden.

„Wenn ich nicht irre," fuhr Franz fort, „so hat sie einen Bräutigam."

„Ihr Vater," antwortete einer der halbtrunkenen Schweden, „soll ihr einen Bräutigam aufgebürdet haben; aber es müßte mit einem Wunder zugehen, wenn die anwesenden Liebhaber nicht den abwesenden verdrängen sollten."

Man lachte dabei allgemein. Die Tafel wurde aufgehoben. Franz, von der schrecklichsten Unruhe ergriffen, brachte die folgende Nacht schlaflos hin. Oft lief ihm der Gedanke durch den Kopf, sich beim Zauberspiegel Rath zu holen; aber sein Schutzengel hielt ihn zurück, der Gedanke ward nicht Vorsatz. Nach

ein paar Tagen zogen die Schweden ab, und Franz blieb allein mit seiner Herzensangst und seinem Argwohn. Mänchenlei Pläne durchkreuzten sich in ihm, er wollte nach Warschau reisen, Rosalien beobachten, sein Andenken bei ihr erneuern; aber da fehlte das erforderliche Geld zur Reise, besonders aber um in Warschau selbst mit Anstand zu erscheinen. Ignaz ward zu Rathe gezogen und meinte, der Spiegel würde wol am besten rathen. Oft erwachte jetzt der Gedanke an diesen Spiegel, aber immer noch reifte er nicht zum Entschluß.

Jetzt kam ein Besuch, es war der ehrwürdige Dominicus. Franz liebte und ehrte den Greis. Oft stand er im Begriff, ihm sein ganzes Herz zu entdecken; aber Dominicus selbst schien so niedergeschlagen, äußerte sich so bedenklich, daß der Mensch Gott vertrauen, nur von diesem sein Glück erwarten, und nicht gleich wegen einer gescheiterten Hoffnung verzweifeln aber ernstlos werden müßte.

„Um Gotteswillen!“ rief Franz, der todtenbleich wurde und wie ein Espenlaub zitterte, „ehrwürdiger Vater, erbarmet euch meiner, verhehlet mir nichts, mein Herz sagt es mir ja bereits: Rosalie ist ungetreu!“

„Nein, mein Sohn!“ antwortete Dominicus, „von Rosalie ist mir nichts bekannt, sondern vor wenig Tagen sandte ich euren Brief nach Frankreich, hoffte frühliche Botschaft zu bringen, und komme jetzt mit einer Trauerpost: gestern erhielt ich einen Brief aus Paris, euer Ohm ist im Treffen geblieben. Von seinem Vermögen wird mir nichts geschrieben, sondern bloß, daß ich von dem Adjutanten des Verstorbenen, einem Polen, der sich in sein Vaterland zurückbegeben hätte, das Mehrere wol schon erfahren haben würde. — So schmerzlich auch diese Nachricht war, so fühlte sich doch Franz für den Augenblick in etwas erleichtert; denn er hatte sich ein größeres Unglück gedacht. Aber der Gedanke, vom Schicksal verfolgt zu seyn, und noch bald die

Zertrümmerung seiner letzten Hoffnung zu hören, nagte ihm ängstlich am Herzen. Eine Fieberhitze trieb ihn umher, er wußte nicht, was er thun, wo er Ruhe finden sollte. Da stieß er auf Ignaz. Ihm klagte er seine Noth. „Wie," rief er, „soll ich diese Ungewißheit, diese Höllenangst los werden?"

„Wenn ihr bloß Gewißheit haben wollt, so könnt ihr sie augenblicklich haben."

„Ich verstehe dich; nun dann, es werde auch, was da wolle — das Schicksal rufe. So komm."

Er stürzte mit ihm nach dem Thurme. Es blitzte in der Ferne, eine Eule wimmerte, er achtete darauf nicht. Nach Vorschrift des Buches enthüllte er den Spiegel, und forderte Antwort auf die Frage: ob Rosalie außer ihm auch noch für einen andern Mann Anhänglichkeit fühle? Er blickte in den Spiegel, Rosalie, in Begleitung einer Kammerfrau, welche ein Licht trug, trat im Nachtkleide heimlich durch die eine Thür in ein Zimmer, und bloß durch eine

andere Thür ein junger Offizier eintrat, und beide sanken einander voll Zärtlichkeit in die Arme. Der wütende Franz wünschte nähern Aufschluß, allein der Spiegel konnte nur in jeder dritten Nacht einmal befragt werden.

Am folgenden Morgen sah Franz so bleich, so verstört aus, daß Dominicus dieses für eine Folge der ihm mitgetheilten Nachricht hielt, und seine Abreise, um ihn zu trösten und zu beruhigen, auf einige Tage aussetzte. Er forderte, daß Ignaz nach einem Arzte schicken sollte, der solches aber ablehnte, und so erschien die dritte Nacht, und der Spiegel sollte die Frage entscheiden: ob Rosalie fortdauernd mit dem Offizier in Verbindung und in welcher sie noch in diesem Augenblicke stehe? Beide erschienen in einem Reisewagen von zwei Reitern begleitet. Die Ungetreue, die Meineidige! rief Franz, sie läßt sich entführen. — Sein Zustand grenzte an Wahnsinn; alle Trostgründe der Religion bot Dominicus, der den eigentlichen Grund dieser Verzweiflung nicht

kannte, vergeblich auf. Zuweilen schien er gerührt, schnell aber ergriffen wieder Wut und Verzweiflung sein Herz. Da wandte sich Dominicus zu einem Bilde des Herrn am Kreuz, das im Gemache hing. „Allbarmherziger!“ rief er; „sende du ihm Trost und rette seine arme Seele.“ Franz rannte wild im Zimmer umher, dachte nur daran, wie er aufs neue den Spiegel befragen, sich an seinem Nebenbuhler rächen, und dann sein Leben durch Selbstmord endigen wolle.

Da rollte ein Wagen vor die Thür, ein Bedienter trat ins Zimmer.

„Fertige sie ab, ich will niemanden sprechen, bin krank, nicht zu Hause.“

Der Bediente kam mit der Antwort zurück: die Besuchenden beständen darauf, den Herrn zu sprechen.

„Ehrwürdiger Vater, ich bitte euch, schaffe sie mir vom Halse.“

Dominicus ging. Er fand einen jungen Offizier und eine junge Dame, und erkannte

sie beim ersten Anblick, es war Rosalie und ihr Bruder. Er erklärte ihnen, daß Franz sich nicht wohl befände und vorbereitet werden müßte, und damit dies geschehen könnte, erzählte dann Drebinski: „Ich trat in französische Kriegsdienste und fand bald an meinem Landsmanne, dem französischen General Strikowski, dessen Adjutant ich wurde, einen väterlichen Freund. Einige Jahre vergingen, da forderte mein Vater, daß ich wegen seiner zunehmenden Altersschwäche meinen Abschied fordern und die Güter annehmen sollte. Mein Ehrgefühl hinderte mich, solches vor dem Ende des Feldzugs zu thun. Da erhielt ich auch einen Brief meiner Schwester, welche mir ihre Verlobung meldete. Ihr Bräutigam war der Neffe meines guten Generals, uns beiden machte die Nachricht unendliche Freude. Antworten konnte ich nicht, denn wir standen dem Feinde gegenüber, und in einer Schlacht, die nach wenig Tagen vorfiel, ward der alte Strikowski tödtlich verwundet. Er ernannte mich

nen Neffen zum Erben seines ansehnlichen Vermögens, und machte es mir zur Pflicht, den Nachlaß zu ordnen. Ich erfüllte dies, nahm, da der Feldzug indeß beendigt war, meinen Abschied, und eilte in's Vaterland. Um Mitternacht kam ich zu Warschau an, mein Wagen hielt vor dem Hause meiner Tante, alles schlief; nur Rosaliens Kammerfrau hörte mein Pochen; ich nannte meinen Namen, unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens. Ich bat meine Schwester, den Neffen des Mannes, der sich so viele Verdienste um mich erworben hätte, bald möchligst durch ihre Hand glücklich zu machen. Sie gewährte meine Bitte, begleitete mich auf meine Güter, und, da der Weg uns vorüberführt, auch hieher."

Dominicus vergoß Freudenthränen, alles war ja, wie er glaubte, glücklich beendigt. Er eilte zu Franz, allmälig wollte er ihm alles mittheilen, aber sein Herz trieb ihn, bald entdeckte er alles. Er staunte, bei Franz mehr Schrecken als Freude zu bemerken. Hände-

ringend blickte dieser gen Himmel, warf sich jetzt vor dem Kreuze nieder, und Thränen strömten seine bleiche Wange herab. Minuten wurden für Rosalien zu Stunden, sie konnte sich nicht länger gedulden, und eilte zu Franz; beim Oeffnen der Thür erblickte sie den Knieenden.

„Gute fromme Seele!" rief sie aus, „mein Dankgebet steige zugleich mit dem Deinigen zu Gott empor!" Sie warf sich neben ihm auf die Knie, — immer bleicher ward Franz und sank ohnmächtig nieder. Er wurde ins Leben zurückgerufen, da küßte er Rosaliens Hände und benetzte sie mit Thränen. „O du Engel voll Güte!" rief er aus, „ich bin deiner nicht werth." Mit Zerknirschung gestand er jetzt den Vorgang mit dem Zauberspiegel und dessen boshafte Täuschung.

„Wo ist dieses verruchte Werkzeug?" rief Drebinski, „der Verstorbene hat mir dessen Zerstörung zur Pflicht gemacht."

„Dazu sind," sagte Franz, „laut Vorschrift des Buches, wenn es ohne Gefahr geschehen soll, Monate erforderlich."

„Wer an den glaubt," sagte Dominicus, „welcher der Hölle die Macht nahm, darf ihre Drohung nicht scheuen."

Ignaz mit einigen wurde herbeigerufen. Sie eilten in das unterirdische Gemach, Dominicus griff nach dem Zauberspiegel, aber fest hielt ihn die Mumie, und schien ihn mit rollenden Augen anzublicken, indeß von allen Seiten ein gräßliches Geheul ertönte; aber Dominicus entriß ihr den Spiegel und warf ihn in Stücken. Alles, was sich in dem Gemache befand, ließ er verbrennen, und warf auch das Buch in die Flammen. Allein Schrecken und Wut, Freude und Beschämung hatten so schnell und mächtig auf Franz gewirkt, daß er einem Trunkenen glich. Am folgenden Morgen fieberte er heftig, der herbeigeholte Arzt erklärte seinen Zustand für höchst gefährlich, und Franz verschied nach drei Tagen mit einem Herzen voll

Reue unter dem Gebete des frommen Dominicus.

Auf Rosaliens sanftes gefühlvolles Herz, die den Entschlafenen zärtlich geliebt hatte, machte dieses alles den heftigsten Eindruck. Die Welt hatte für sie allen Reiz verloren, sie wählte den Schleier, und war noch im hohen Alter, als Aebtissinn des Klosters allen Schwestern ein Beispiel von Tugend und Frömmigkeit. — Drebinski aber vermählte sich glücklich, und erzählte noch oft seinen Enkeln, die er dann vor Aberglauben warnte, diese Geschichte. „Danket," sagte er oft zu den Seinen, „der ewigen Weisheit, die den Gesichtskreis des Sterblichen beschränkte, und die Zukunft gewiß aus Liebe verbarg. Seyd nimmer so vermessen, diese entschleiern zu wollen, sondern suchet, bei ruhiger Ergebung in den Willen der Vorsehung, nur durch Frömmigkeit und Tugend euer höchstes Glück."

Die Teufelsmauer am Harze.

An der mitternächtlichen Seite des Unterharzes hat es eine sehr lange Felsenwand gegeben, von welcher noch jetzt, besonders in der Gegend zwischen Blankenburg und der berühmten Rosstrappe, beträchtliche Spuren vorhanden sind. Sie hieß, und heißt noch, von ihrem Baumeister, die Teufelsmauer. Denn sie gehört zu den mancherlei Denkmalen, die der Fürst der Finsterniß in jenen Gegenden hinterlassen hat. Er liebte die dunkeln Wälder des Harzes, und hatte daselbst mehrere, ihm sehr werthe Plätze. An einigen soll er noch jetzt sein Wesen treiben; besonders auf dem Brocken, in der Walpurgisnacht. Jedoch nur heimlich und ganz verstohlen. Denn er ist scheu geworden. Man hat ihm in diesen Landen gar zu arg mitgespielt. Das Feuer ist zwar seine Heimath. Aber die Fackel der Vernunft kann er

doch nicht vertragen, und damit hat man ihn verfolgt, aus einem Schlupfwinkel in den andern, bis er es endlich überdrüssig geworden ist, und sich gar nicht mehr sehen läßt; außer an so abgelegnen Orten, wie die Spitze des Brockens, wohin die verhaßte Fackel nicht dringt, und unerkannt, in ordentlicher menschlicher Gestalt.

In unsern Tagen indessen soll er wieder frischen Muth schöpfen, und schon hier und da Versuche machen, sein altes Ansehen wieder herzustellen, und sich wieder in Besitz seiner verlornen Rechte zu setzen. Es sind Männer aufgestanden, die sich seiner werkthätig annehmen, und das Reich der Finsterniß, zu seiner Freude, zurück zu führen sich bemühen. Das bewegt uns auch, nachfolgende Geschichte zu erzählen. Denn sie gehört noch in die glänzenden Zeiten seiner Herrschaft, und wird ihm eine angenehme Erinnerung gewähren. Deshalb wird sie vielleicht auch dazu beitragen, uns vorläufig bei ihm in Gunst zu setzen, und das dürfte, wie

es uns scheint, unter den jetzigen Umständen nöthig werden.

In dem Thale zwischen Blankenburg und der Roßtrappe lag vor Zeiten ein Dorf oder Städtchen, welches Blanka hieß. Die Spuren davon sind längst verschwunden. Denn, als in der Folge auf der benachbarten Höhe eine Burg erbauet wurde, verließen die Bewohner ihre alten Hütten, und siedelten sich an, der Sicherheit wegen, dicht um die Burg herum, und daraus ist das jetzige Blankenburg geworden.

Zu den Zeiten Karls des Großen lebte in Blanka eine holdselige Jungfrau, Namens Thusnelda. Der Ruf ihrer Schönheit und Sittsamkeit erscholl weit und breit im Lande umher, und es kamen der Freien und Edlen viele, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und um ihre Hand zu werben.

Nahe bei Halberstadt liegt eine Felsenmasse, worin sich kleine Höhlen befinden, von

den Einsiedlern, die daselbst sich aufgehalten haben, die Klus (Klause) genannt. Um damalige Zeit aber stand eine Burg darauf, in welcher der kriegerische und tapfere Egbert hausete. In der Blüte der Jugend genoß er schuldlos die Freuden des Lebens, und war dadurch, daß er strenges Recht handhabte, und gegen Jedermann sich billig und menschenfreundlich betrug, eben so sehr geliebt und geachtet, als er durch sein gutes Schwert gefürchtet war.

Zu diesem war auch die Kunde von Thusnildens Schönheit gekommen, und er war schon dreimal gen Blanka gezogen, hatte aber seinen Wunsch, ihr Angesicht zu schauen, nicht erreichen können. Das hatte ihn nur um so begieriger darnach gemacht.

Eines Tages, es war im Weinmonate, ritt er nach dem Stuffenberge. Daselbst traf er der Männer Viele, die von Blanka herüber gekommen waren, an dem Feste des

Stuffo*) Theil zu nehmen. Einen derselben hatte er schon gesehen in Blanka. Daher dachte er an Thusnelden, als er ihn gewahrte und das Herz schlug ihm vor Freuden. Denn es war ihm, er wußte selbst nicht warum, als wenn ihm dieser Mann von der holden Jungfrau Kunde geben, und den rechten Weg zu ihr zeigen würde.

Er drängte sich an ihn und vernahm, daß Thusnelde von ihrer Muhme, die sie heimgesucht habe, vor drei Tagen zurück gekehrt sey; und daß er von ihrem Vater, der so eben auch auf dem Stuffenberg gekommen, weitere Kunde von ihr erhalten könne.

*) Stuffo war der Gott des Trinkens, der Bachus der alten Deutschen. Auf dem Stuffenberge, oder Stuffoberge, stand ein berühmter Tempel desselben, und davon hat dieser Berg seinen Namen; nicht, wie Manche sich eingebildet haben, von Stufen, die zu demselben hinauf führten, oder gar von Stuben, die auf demselben erbaut warden.

Da vergaß er den Gott und sein Fest, ließ alsbald seinen Rappen satteln, und trabte gen Blanka. Seinen Knechten gebot er, auf dem Stuffenberge, wohin er zurück kehren wolle, seiner zu harren. Es trieb ihn, Thusnelden allein zu sprechen, und darum wollte er diesen Tag, wo der Vater nicht daheim war, nicht ungenutzt verstreichen lassen.

Als er ankam, fand er Thusneldens Wohnung dicht und fest verschlossen. Denn die holde Jungfrau wollte bei der Abwesenheit ihres Vaters mit Niemand verkehren. Schon waren der Freier und Liebhaber Viele an der Pforte gewesen, und hatten vergeblich geklopft. Egbert aber ließ sich das nicht irren. Er pochte so lange und so gewaltig, daß ihm endlich aufgethan wurde.

Da stand er vor der holden Jungfrau, und vermochte kein Wort zu reden. So ergriff ihn der Zauber ihrer Schönheit, die alle seine Vorstellungen weit übertraf.

Auch Thusnelde war betroffen von den Reizen seiner Gestalt, und von dem Feuer, was aus seinen großen, schwarzen Augen sie anstrahlte. Sie schlug den Blick zur Erde; eine schnelle Röthe überflog ihr holdes Angesicht und erhöhete den Purpur ihrer Wangen.

Egbert gewahrte das, und deutete es günstig für sich. Leidenschaft pflegt nach Deutungen zu haschen, die ihr schmeicheln. Das gab ihm Muth und Rede wieder. Seine süßen Worte vollendeten den Eindruck, den er auf Thusnelden schon gemacht hatte. Traulich kosten sie zwei Stunden mit einander, und liebend und geliebt zog er wieder von dannen. In einem benachbarten Haine, bei dem einsamen Altare des Croto*) wollte sich Thus-

*) Croto war bei den alten Deutschen der Gott der Höhlen, oder Grotten, welches Wort aus Croto geworden ist. Eine Meile nordöstlich von Halberstadt liegt ein Dorf, welches noch jetzt seinen Namen von ihm führt. Es heißt Crottorf, oder Croto-

nelda des andern Tages wieder allein finden lassen; und Egbert wie man denken kann, ließ sie nicht warten.

So trieben sie es ferner. Geheim zwar, sonst aber schuldlos, blieb ihr Umgang, und immer fester und inniger vereinten sich ihre zärtlichen Herzen. Sie durften aber noch Nichts davon kund werden lassen, weil Thusneldens Vater ihre Hand einem Verwandten bestimmt hatte, und heftig zu zürnen pflegte, wenn ein Andrer um sie warb, oder sie einem Andern nicht abhold zu seyn schien.

Um diese Zeit geschahe es, daß die Apostel Karls des Großen, oder ihre Jünger, in die Gegend von Halberstadt vordrangen, um den christlichen Glauben mit Feuer und Schwert zu predigen. Einer derselben sprach eines Tages auch ein bei Egbert, auf der Klus. Dieser, ein heller, denkender Kopf, durchschaute es bald,

dorff. In dem dortigen Gehölze stand ehe dem ein berühmter Altar des Ero-

daß die neue Lehre, so unvollständig, so verworren, und so schlecht überhaupt sie ihm auch vorgetragen werden mochte, besser und vernünftiger sey, als die alte. Er wurde ihr alsbald zugethan, und versprach seine thätigste Mitwirkung, sie ausbreiten zu helfen.

Den ersten Versuch wollte er an seiner Thusnelda machen. Denn er brannte vor Begierde, der Geliebten seines Herzens auch für die andere Welt den Himmel zu öffnen, und ihr die Anweisung auf die Seligkeiten desselben, welche die Bekehrungsapostel allen Gläubigen gaben, aufs beste zu sichern. Liebe hat eine große Ueberredungskraft. Sein Werk gelang ihm sehr bald. Thusneldens gefühlvolles Herz umfing die neue Lehre mit Eifer und Wärme, obgleich dieselbe ihrem Verstande nicht sonderlich klar wurde. Ja, sie wurde bald so sehr dafür eingenommen; daß sie sich bemühete, ihre Gespielinnen zu bekehren, um sie an dem Himmel, auf welchen sie selber hoffte, Theil nehmen zu lassen.

Aber zu warmer Eifer macht blind. Thusnelde betrieb ihr Bekehrungswerk so unvorsichtig, daß Luitprand, so hieß ihr Vater, ihr Beginnen bald inne ward. Dieser, ein eifriger Anhänger des väterlichen Glaubens, erzürnte ob der Abtrünnigkeit der Tochter; und, als er vollends das Geständniß, wie sie zu ihrem Irrwahne gekommen sey, und hiermit das Geheimniß ihres Umgangs mit Egbert von ihr erpreßt hatte, gerieth er außer sich vor Wut. Er mißhandelte die zarte Tochter, verschloß sie dann in sein Haus, und ließ das Haus von seinen Knechten bewachen, daß Niemand aus noch ein konnte.

Jedoch besann er sich noch desselben Tages, daß er sich durch Thusneldens Hülfe an ihrem Verführer rächen und sie selbst noch empfindlicher strafen könne, wenn sie dessen Untergang mit ansehen müsse. Als die Stunde heran nahete, wo sie ihren Geliebten bei Eroto's Altare zu erwarten pflegte, gebot er ihr, sich dahin zu begeben. Er selbst wollte mit sei-

nen Knechten ihr folgen, sich im Walde verborgen halten, und dann über Egbert herfallen, sobald er sich sehn ließe.

Liebe ist scharfsichtig. Thusnelde ahndete das Vorhaben ihres Vaters. Sie widerstrebte. Er aber drohete sie zu erwürgen, wenn sie nicht gehorche. So mußte sie. Zitternd schlich sie dem verhängnißvollen Altare zu, wo ihr Geliebter geopfert werden sollte.

Egbert ritt so eben die Anhöhe hinan, worüber nahe vor dem Walde sein Weg ihn führte. Da erhob sich urplötzlich ein Sturmwind; ein Regenguß, wie aus zerrissenen Wolken, stürzte hernieder. Bald wälzten sich Wasserwogen die Anhöhe herunter und trieben Felsenstücke vor sich her. Vergebens kämpfte das mächtige Roß. Es konnte nicht weiter hinauf. Zurück zu reiten die Höhe hinunter war noch weniger möglich. Auch mochte Egbert nicht umkehren. Denn er achtete es sich für einen Schimpf, daß ein Unwetter ihn abhalten könne, zu der gesetzten Zeit im Walde

zu erscheinen. Er hielt also still, und harrte, daß Sturm und Wogen vorübergehen sollten.

Aber noch lauter erbrauste der Sturm, noch gewaltiger drangen die Fluten auf ihn ein. Schon konnte er auf dem Rosse, das Roß auf den Beinen sich nicht mehr halten. Da schritt ein langer, hagerer Mann durch die Fluten die Anhöhe herunter, und stand neben ihm, ehe er sich's versahe.

Ihr müßt heimkehren! sagte der Mann, indem er Egberts Roß ergriff, um es zu halten; ich will Euch die Höhe hinunter geleiten; ich bin des Weges kundig.

Verwundert sah Egbert ihn an, und fühlte bei dem Anblick einen geheimen Schauder, der ihm über den Rücken lief. Der Mann hatte etwas Seltsames in dem stieren, durchbohrenden Auge.

Mich sendet Thusnelda, fuhr dieser fort.

Thusnelda? Und?

Ihr sollt heimkehren!

Nimmermehr! Das hat sie dir nicht geboten.

Der Mann erzählte, was vor sey im Walde. Doch Egbert wollte dem nicht recht glauben, und wollte, wenn es ja wahr wäre, seine Feinde zu Paaren treiben. Eine ganze Schaar von Knechten, meinte er, könne nicht stehen vor seinem freien Schwerte. Ihn begeisterte die Liebe, die Berge versetzt.

Aber, versetzte der Bote, Ihr werdet Thusnelden ins Verderben stürzen; und Thor*) selbst mahnt Euch zur Heimkehr. Denn er sendet Euch seine Wetter entgegen, und vergeblich werdet Ihr dagegen kämpfen.

Noch wollte Egbert widerstreben. Aber da schossen verdoppelte Wasserwogen rauschend auf ihn ein, und trieben ihn unwillkürlich rück-

*) Thor war bei einem großen Theile der alten Deutschen die höchste Gottheit. Denn Thor, oder Thur, ist so viel als The Ur, der Urgott; und es hat z. B. Thüringen seinen Nahmen von demselben.

wärts. Der Bote wandete das Roß um, und führte es leicht und sichern Trittes die Höhe hinunter. Mit jedem Schritte legte sich der Sturm, verlief sich die Flut immer mehr und mehr, und als sie hinab kamen ins Thal, standen sie auf trocknem Boden, und der Himmel war heiter.

Ich bring' Euch weitere Kunde, sagte der Bote. Eher dürft Ihr nicht wieder kommen nach Blanka!

Egbert wollte ihm Vieles auftragen an Thusnelden. Aber er eilte zurück, und war verschwunden, als Egbert sich umsahe, ohne daß dieser gewahr werden konnte, wohin. Dies vermehrte das unheimliche Gefühl, was der seltsame Mensch bei Egbert erregt hatte. Mißmuthig ritt dieser zurück nach seiner Klus, und schalt auf sich selber, daß er nicht einmal, was ihm jetzt erst einfiel, nach dem Namen des Mannes, und wer er sey, sich erkundigt hätte.

Des andern Tages aber sandte er geheime Boten aus gen Blanka, die ihm sichere Kunde

bringen sollten von Allem, was dort vorginge. Er wollte dann seine Maßregeln darnach nehmen. Die Boten kamen zurück und bestätigten Alles, was der Fremde ihm gesagt hatte, aufs genaueste. Denn die Geschichte war ruchbar geworden in Blanka; sie konnten sie von jedermann erfahren; auch leicht mit eignen Augen wahrnehmen, daß viele Bewaffnete abwechselnd den Wald besetzten. Denn die Männer von Blanka waren entbrannt für den Glauben ihrer Väter, hatten mit Luitprand gemeinsame Sache gemacht, und wollten den Ketzer fangen und vertilgen. Von dem Unbekannten aber, der Egberten als Thusneldens Gesandter erschienen war, konnten die Boten nicht die geringste Spur entdecken, so sehr sie auch, wie ihnen geheißen war, sich auf Kundschaft legten.

Egbert sahe nun wohl, daß er ernstlichere Anstalten machen müsse. Unter dem Vorwande, die Bewohner von Blanka zu dem christlichen Glauben zu bekehren, wozu er schon einen gu-

ten Anfang gemacht, dann aber unerwarteten gewaltsamen Widerstand gefunden habe, suchte er einen Bund zu stiften unter allen Neubekehrten seiner Gegend. So wollte er mit vereinter Kraft Blanka mit Krieg überziehen, den blinden Götzendienern die Augen zu öffnen; eigentlich aber, den Besitz seiner Thusnelda zu erobern; wie denn nur gar zu oft das Himmlische dienen muß, irrdische Zwecke zu beschönigen.

Sein Vorhaben gelang. In kurzer Zeit war der Bund zusammen, der Tag zur Ausführung des Vorhabens festgesetzt. Der Unbekannte hatte sich bei Egbert noch nicht wieder blicken lassen.

Die Verbündeten hatten sich um die Klus versammelt. Man beschloß, gegen Mitternacht aufzubrechen, um die Bewohner von Blanka noch vor Tage auf ihren Lagern zu überfallen, und sie so, vielleicht ohne Blutvergießen, zu überwältigen.

Schweigend ging der Zug vorwärts. Die Nacht war finster, kein Stern schimmerte, ein dichter Schleier hing herab vom Himmel. Langsam und bedächtig mußten sie vorwärts schreiten.

Als sie endlich nahe vor Blanka zu seyn meinten, siehe, da standen sie plötzlich vor einer steilen Felsenwand. Verwundert, daß sie den rechten Weg verfehlt hätten, tappten sie umher, zur Rechten erst und dann zur Linken. Allenthalben die hohe Felsenwand. Das war ihnen unbegreiflich; denn so weit konnten sie von dem rechten Wege, der ihren Führern sehr wohl bekannt war, nicht abgewichen seyn, und Niemand wußte Etwas von einer solchen Felsenwand in der ganzen Gegend umher.

Da wurde den Meisten unheimlich zu Muthe. Denn sie dachten, was sie zu sagen sich nicht getraueten, daß die von ihnen verläugneten Götter hier im Spiele wären, und der weitern Zerstörung ihres Reiches einen Damm entgegen setzen wollten. So schwan-

feld und schlecht begründet war noch ihr neuer Glaube. An den aber dachten sie nicht, der trefflich alles aufbot, die Ausbreitung des Reiches Gottes, das er zähneknirschend kommen sahe, zu verhindern, — und der auch die unbekannte Felsenwand in dieser Nacht erbauet hatte — an den Fürsten der Finsternis.

Des Suchens müde, beschlossen sie, den Tag zu erwarten. Als der Morgen dämmerte, sahen sie staunend, wie weit hin die Felsenwand sich erstreckte, die vor ihren Blicken immer länger und länger wurde. Auch Egbert begann der Muth zu sinken. Denn das sahe er wohl, daß hier etwas Unbegreifliches vorging. Von der ganzen Felsenwand war noch vor wenig Tagen keine Spur gewesen. Menschenhände konnten sie nicht gemacht haben. Wir wollen euch nicht verbürgen, ob nicht auch er ein wenig irre wurde und eine Anwandlung von Furcht fühlte vor den Göttern, die er zu bekämpfen ausgezogen war; zumal da der neue Richter, der auch in der rohesten Seele

nicht schwelgte, ihm wohl zuflüstern mochte, daß er ein falsches Spiel spiele, indem er seine Gefährten durch einen frommen Vorwand aufgeboten hatte, und eigentlich doch zu einem selbstsüchtigen Zwecke mißbrauchte.

Doch sammelte er sich bald wieder, und seine Leidenschaft überredete ihn, wie sie pflegt, daß er sich Nichts vorzuwerfen habe; da doch die Verbreitung des christlichen Glaubens der Hauptzweck seines Verfahrens sey.

Wer wagt es, rief er im festen Tone, mit mir die Felsen zu erklimmen? Gewiß, sie sind ein Blendwerk der Hölle, und werden verschwinden, wenn wir fest im Glauben beharren.

Augenscheinliche Zuversicht theilt sich mit, eben so gut, wie Furcht ansteckt. Egberts Begleiter faßten wieder Muth, andre wollten wenigstens den Schimpf nicht haben, muthlos zu scheinen. Wir folgen dir! riefen sie ihm zu; obgleich Manche nur mit leisem ungewissen Tone darin einstimmten.

Da suchte Egbert und suchten seine Gefährten zugängliche Stellen, und fingen an die Felsen zu erklimmen. Sie waren zur Hälfte hinauf, da ertönten von oben herunter dumpfe, hohle Stimmen: hilf uns Thor! rette uns mächtiger Thor! Urplötzlich stürzten abgerissene Felsenstücke von oben herunter, und zerschmetterten die Verwegenen, bis auf den letzten Mann. Nur Egbert allein blieb übrig, und hörte hinterher noch ein schallendes Hohngelächter. Betäubt von Schrecken hing er mitten an einem Felsen, seine Knie bebten, nicht aufwärts konnte er, nicht niederwärts, kaum vermochte er sich zu halten.

Da rief es von unten: Steht still, Herr Egbert! ich will euch helfen.

Es war der Unbekannte, der ihn durch die Wasserfluten geführt hatte. Eiligst klimmte derselbe zu ihm hinauf, umfaßte ihn mit kräftigem Arm, und trug ihn leicht und ohne Mühe den Felsen hinab. Staunend sah Egbert ihn an.

Denn auch ohne Last, meinte er, hätte der Geübteste so leicht nicht herunter kommen können.

Was beginnt ihr, Herr Egbert? hub der Unbekannte an. Ohnmächtig wollt ihr kämpfen gegen den Mächtigen! Ihr wollt ausziehen das Reich des erhabnen Thor zu zerstören, und er vernichtet in einem Nu euer ganzes, thörichtes Beginnen, und zerschmettert die Unglücklichen, die ihr frevelhaft verführt und ins Verderben gestürzt habt! Laßt ab von eurem Wahnsinn, und kehrt zurück zu den Göttern eurer Väter! Bedenket euer Heil, ehe es zu spät ist. Dies Mal hat euch der große Thor noch erhalten, weil er eurer alten Dienste und Opfer gedenke. Aber hütet euch, seinen Zorn von neuen zu reizen. Noch einmal verzeihet er nicht; und euer neuer Gott, sehe ihr, kann euch nicht helfen.

Schweig, Böswicht! Ich verlache den Zorn deiner Götzen.

Da erscholl das gellende Hohngelächter von neuen von dem Felsen herab.

Und Thusnelda! fuhr der Unbekannte fort, was soll aus ihr werden?

Wie? was weißt du von Thusnelden?

Daß sie stirbt vor Sehnsucht und Schmerz. Denn sie liebt euch, und darf nicht hoffen, euch jemals wieder zu sehen, wenn ihr nicht umkehret von eurer Abtrünnigkeit.

Und wenn ich nun?

So führ ich Thusnelden augenblicklich in eure Arme.

Da fühlte sich Egbert seltsam bewegt. Mit täuschender Beredtsamkeit schmeichelte die Liebe dem Herzen, und das Herz brachte die Stimme des Gewissens zum Schweigen. O es überredet den Menschen nichts leichter, als Liebe, wenn es darauf ankömmt, die Mittel zu ihren Zwecken zu beschönigen.

Nur zum Schein, dachte Egbert, wollte er zu dem alten Götzendienste zurückkehren; im Herzen aber dem neuen Glauben treu bleiben. So, schien es ihm, sorge er zugleich für sein zeitliches Glück und sein ewiges Heil; und

Christus, der seine Diener glücklich wissen wolle, könne ihm das nicht verargen.

Ich will! rief er aus.

So unterzeichne!

Mit diesen Worten zog der Unbekannte ein Blatt hervor und einen Griffel.

Mit deinem Blute, setzte er hinzu, daß man dir glaube!

Da schauderte Egbert. Sein guter Geist rüttelte ihn, daß er aus seiner Betäubung erwachen sollte. Aber sein Gemüth war zu sehr in Aufruhr; und der Unbekannte bestand fest und trotzig auf seiner Forderung. Nach einigen Gegenreden nahm er das Blatt und den Griffel. Da fuhr er von neuen vor Schauder zusammen, und ihm schwebte vor, was er schon gehört hatte, daß der Fürst der Finsterniß sich oft mit Trug und List die Seelen der Menschen verschreiben lasse. Die Züge auf dem Blatte konnte er nicht lesen. Aber er dachte den Betrüger zu betrügen. Er unterschrieb — einen falschen Namen.

Mit hastiger Begier riß ihm der Unbekannte das Blatt aus den Händen und verbarg es wieder, ohne es anzusehen. Dann ergriff er Egberten und trug ihn den Felsen hinan. Sie waren oben, ehe Egbert nur recht gewahr werden konnte, was mit ihm geschahe.

Hier warte! sprach der Unbekannte. Sie standen oben dicht am Rande der Felsenwand. Hier warte! Ich bringe dir Thusnelden. Aber weiche nicht von der Stelle, auch wenn du mich mit Thusnelden kommen siehst! Jeder Schritt vorwärts kostet dich das Leben.

Er ging, und nach einer Stunde, die dem harrenden Tage lang schien, gewahrte ihn Egbert aus dem Walde wieder hervor treten, und Thusnelden an seiner Seite.

Hoch klopfte das liebende Herz, und jauchzte selbstgefällig ob seiner glücklichen List. Kaum vermochte Egbert sich zu halten. Es trieb ihn allmächtig der Geliebten entgegen.

Schon hatte er den Fuß erhoben. Doch raffte er sich wieder zusammen, stampfte nieder mit dem Fuße, als wenn er ihn fest machen wollte am Boden, und stand da wie eingewurzelt mit ausgebreiteten Armen.

Da nahete sich Thusnelda. Stralend leuchtete ihre Schönheit ihm entgegegen. Meine Thusnelda! rief er im höchsten Entzücken. Mein Egbert! erwiederte Thusnelda in dem süßen Tone der Liebe, und flog in seine offenen Arme. Außer sich umschlang er sie und drückte sie an seine glühende Brust.

Da ergriff ihn urplötzlich eine eisige Kälte, und brachte ihn zur Besinnung. O der Unglückliche! Er hielt eine Leiche im Arm, und der Unbekannte stand neben ihm in seiner wahren Gestalt mit Pferdefuß und Schweif und rollenden, sprühenden Augen, und brüllte ihm: Betrüger! mit gräßlicher Stimme ins Ohr. Das Alles fuhr ihm, wie ein zerschmetternder Blitz, in einem einzigen Augenblick in die Seele. Betäubt vor Schreck und Entse-

hen fuhr er zurück, und stürzte rücklings den Felsen hinab.

Schnell wurde die ganze grausenvolle Begebenheit ruchbar im Lande, und verbreitete so viel Furcht und Schrecken, daß sie lange Zeit die weitern Fortschritte des Christenthums hemmte. Die erwähnte Felsenwand aber, deren Urheber sich nun deutlich genug kund gegeben hatte, wurde von der Zeit an die Teufelsmauer genannt.

Ludewig von Eichenberg.

In Deutschland lebt ein altes fürstliches Geschlecht, dessen wahren Namen zu verschweigen der Inhalt der folgenden Geschichte gebietet. Wir wollen seinen ursprünglichen Wohnsitz Eichenberg nennen, und davon den Namen des Geschlechtes entlehnen. Selbst die Quelle, woraus wir den Stoff zu unserer Erzählung geschöpft haben, erlauben wir uns nicht, näher bemerklich zu machen. Das wäre nicht viel besser, als das fragliche Fürstenhaus nennen. Diejenigen, welche in einer gewissen Art von geschichtlichen Werken bewandert sind, mögen, wenn sie Gefallen daran finden, unsere Quelle aufsuchen. Wir sind begierig zu erfahren, ob sie dieselbe entdecken werden.

Eichenberg lag in einer herrlichen Gegend, welche die Natur mit der ganzen Fülle

ihres Reichthums und ihres Schmuckes ausgestattet hatte. Von der beträchtlichen Anhöhe, worauf die fürstliche Burg erbauet war, überschaute man nach drei Seiten hin ein weites, ebenes Land, das wie ein Gemälde sich ausbreitete. Freundliche, nach damaligen Art zahlreiche Ortschaften, angebauete Aecker, Wälder von tausendjährigen Eichen, Gewässer, die sich in friedlicher Ruhe dahin schlängelten, üppige Wiesen mit einer unermeßlichen Blumenpracht, muntere, wohlgenährte Heerden in zahlloser Menge. Nur nach der einen Seite hin war die Aussicht durch ein Gebirge begrenzt, das aber die mannichfaltigsten Gruppen von Felsen und baumbekränzten Bergspitzen in romantischer Unordnung darbot; zwischen welchen aus vielen zertrümmerten und verwitterten Massen die graue Vorzeit dem Wanderer schauerlich ansprach; des Abends besonders, wenn die Sonne über das Gebirge hinging, und die Bergspitzen ihre Riesenschatten in das That hinabwarfen.

Fürst Sigismund trug sein graues Haar mit Ehren. Echte, wenn auch wenig aufgeklärte Frömmigkeit erwärmte seine Brust für alles Gute und Edle; das Wohl seiner Unterthanen war seine ernstliche Sorge, die ihn manche schlaflose Nacht kostete, besonders, wenn feindliche Angriffe den Segen mehrjährigen Fleißes in wenig Stunden dahin rafften. Alle liebten und ehrten ihn wie ihren Vater. Vierzig Jahr hatte er regiert, und in der ganzen Zeit auch nicht Eine Handlung sich zu Schulden kommen lassen, die eines wahren Vaters seiner Unterthanen unwürdig gewesen wäre. Auch in seinem Hause hatte er stets auf strenge Zucht und Ordnung gehalten. Mäßigkeit herrschte bei seinen Gastmalen; Völlerei und schwelgerische Trinkgelage duldete er so wenig bei sich selbst, als er bei Andern dergleichen mitmachte. Ehrbarer Sitten mußten sich Alle befleißigen, die ihn umgaben; Verletzung derselben rügte er aufs Ernstlichste, in seinem Hause nicht allein, sondern auch an allen sei-

nen Unterthanen, sobald er, was ihm bei seiner thätigen Wachsamkeit selten entging, davon Kenntniß erhielt. Sein Wort war stets ihm heilig; fest stand es, wie ein Felsen im Meere; Nichts konnte ihm bewegen, es zu brechen, oder nur, es zu drehn und zu deuteln; selbst, wenn er, wozu seine Gutmüthigkeit ihn zuweilen wol verleitete, es übereilig gegeben hätte, und durch Erfüllung desselben sich den größten Nachtheil zuzog. Nie ließ er sich bereden, oder beredete sich selbst, auch nur das Geringste davon abzuändern. Frage dich, bevor du versprichst, ob du erfüllen kannst und willst! Hast du versprochen; so erfülle, ohne zu fragen! Das war sein Grundsatz, den er den dienstfertigen Höflingen entgegen stellte, die anfänglich bei vorkommenden Fällen sich dadurch in Gunst zu setzen meinten; denn sehr alt sind diese Künste, daß sie es ihm durch Drehen und Deuteln zu erleichtern suchten, von einem voreilig gegebnen Worte los zu kommen.

So streng aber, wie gegen sich selbst, war er, bei aller seiner sonstigen Nachsichtigkeit, in diesem Stück auch gegen Andere. Nichts war ihm verhaßter, als Untreue. Nur sehr schwer konnte er sie verzeihen, wenn sie gegen seine Person, nie, wenn sie gegen das gemeine Beste begangen war. Eine wahrhaft fürstliche Eigenschaft. Er könnte darin unsern Zeiten zum Muster dienen. Denn viele unserer ehrwürdigsten Fürsten haben das weichliche Verzeihesystem angenommen, das zu neuen Treulosigkeiten einladet; sie lassen die Räuber im Ueberfluß schwelgen, indeß die Beraubten darben; sie gedenken es dem Achselträger nicht, daß er vor den Fremdlingen kroch, und von ihnen Geld und Ehrenstellen gegen den kleinen noch übrigen Vorrath von vaterländischer Treue weltklug erhandelte; sie heften ihre Ordenszeichen, den Lohn reiner, ihren erlauchten Häusern und dem Vaterlande geheiligten Gesinnungen und Thaten, auf die Brust, die französische trug. Sigismund strafte in so-

chen Fällen ohne alle Nachsicht, und ohne alles Ansehen der Person.

Ohne Fehler ist freilich kein Mensch. Auch Sigismund hatte die seinigen. Einen besonders, der freilich bei einem Fürsten leicht verderblich werden kann. Er faßte gar zu leicht Zutrauen zu einem Menschen. Nur beförderte dieser Fehler, wie zuweilen selbst das Böse zum Guten wirken muß, die eben erwähnte Tugend. Denn je vertrauungsvoller er einem Menschen entgegen gekommen war, desto tiefer schmerzte es ihn, wenn er sich getäuscht fand, und desto ernstlicher ahndete er die entdeckte Untreue.

Aber bei allen Verdiensten, die er um sein kleines Land und um das Wohl seiner Unterthanen sich erworben hatte, und bei aller Tugend und Frömmigkeit, die sein Leben schmückten, beugte dennoch der Gram sein greises Haupt; mit Jammer sollte er in die Grube fahren. Schon saß er jetzt einsam in seinem öden Gemach. Die Wonne, die ihn sonst ent-

zückte, seinen Unterthanen wohl zu thun, die heitern Stunden fröhlicher Geselligkeit, die er liebte, die Reize der Tonkunst, die ihn fesselten, kurz, alle Freuden des Lebens waren von ihm gewichen. In sich gekehrt, wenn nicht unvermeidliche Geschäfte ihn anfriefen, saß er bewegungslos da, und starrte den Boden an. Niemand durfte ihn nahen, und keines Freundes freundlicher Zuspruch vermochte auch nur einen Tropfen Trost in seine geängstete Seele zu tröpfeln. Umsonst versuchte selbst sein Beichtvater die Tröstungen der Religion, die ihm ehrwürdig und heilig war, geltend zu machen. Nur selten erquickte die lindernde Thräne die von glühenden Schmerz zerrissene Brust.

Doch nicht lange trug der edle Greis diese zermalmende Last, die der Jugend frischeste Kräfte erheischt und auch diese wol erdrückt hätte. Bald ging er hinüber in die bessere Welt. Erst diese sollte die verdiente Krone ihm reichen, und, was er suchte, des Herzens Frieden ihm geben. — —

Mehrere Jahre vor dieser jammervollen Zeit saß eines Tages ein junger Hirt, Ludewig hieß er, auf einem einsamen Blumenhügel, und zählte seine Schäfe, die weidend vorbeizogen, weil er inniges Wohlgefallen an ihnen fand, mit lauter Stimme, mit dem Finger auf jedes deutend, und die Lieblingsschafe bei Namen nennend, die er ihnen beigelegt hatte. Die Schafe aber gehörten seinem Vater, der zwar nur ein Landmann, aber frei und wohlhabend war.

Gezählte Schafe frißt der Wolf! riefs ihm da mit einem Male zu. Er sah sich um. Da stand hinter ihm ein stattlicher Jäger, der, er wußte selbst nicht woher, gekommen war. Er sprang auf, und hieß ihn freundlich willkommen, scherzend über den Denkspruch, den er ihm gegeben, mit gutem Fug, wie er meinte. Denn gar oft schon hatte er seine Schafe gezählt, und der Wolf hatte noch keins gefressen.

Sieh da! versetzte der Jäger, den Hügel hinab springend. Ein ungesehener Wolf

war aus dem nahen Walde hervor geschossen und hatte ein Schaf ergriffen, das er im vollem Laufe davon trug. Nicht wenig erschrocken sprang auch Ludewig hinterher. Mit Hülfe des wohl bewaffneten Jägers dachte er den gefährlichen Räuber leicht zu besiegen, ihm wenigstens die Beute wieder abzujagen. Beide verfolgten ihn aus allen Kräften. Aber der Wolf ereilte den Wald. Auch hier setzten sie ihm nach, bis tief in das Dickig. Endlich verlor sich alle Spur von ihm; sie mußten die Hoffnung aufgeben.

Traurig trat Ludewig den Rückweg an, und einsam. Denn den Jäger hatte er in der Hitze des Verfolgens zuletzt aus dem Gesichte verloren, und konnte ihn nicht wieder errufen.

Aber welch ein Jammer wartete sein! Als er nach geraumer Zeit, denn er hatte sich in dem Dickig verirrt, aus dem Walde wieder hervor trat, erblickte er seine Heerde nicht, wo er sie verlassen hatte. Verwundert schauete er umher, und sahe sie nicht; er stieg auf einen

Baum und spähete nach allen Seiten hin; nirgends war sie zu entdecken; seine Hunde sandte er aus, sie zu suchen; die kehrten winselnd und heulend zurück. Da überfiel ihn ein kalter Schauder. Gezählte Schafe frißt der Wolf! schien es ihm in die Ohren zu donnern; wie ein Gespenst stand des Jägers Bild vor seiner Seele. Halb besinnungslos irrte er in der ganzen Gegend umher, die ihm noch dazu unbekannt war, er hatte sie den Tag zum ersten Male mit seiner Heerde besucht, bis er endlich erschöpft und außer Athem ganz unwillkürlich an den Blumenhügel, wo ihn der Jäger getroffen hatte, zurück kam. Siehe da! Ringsum blutige Spuren! Es war gewiß: eine ganze Heerde von heißhungrigen Wölfen war da gewesen und hatte seine geliebten Pfleglinge zerrissen und verschlungen. Das war zu viel! Betäubt sank er zu Boden.

Ludewig war von seinem Vater, den das Beispiel und die Grundsätze des edlen Fürsten erweckt und geleitet hatten, in aller Gottes-

furcht erzogen. Schuldlos und rein war sein Herz, und mit kindlicher Liebe zu seinem Vater erfüllt. Aber auch mit Furcht vor ihm. Denn der Vater war streng und rauh; mit seinen Kindern, wenn sie fehlten, sogar hart. Beide Empfindungen hatten das Entsetzen vermehrt, was die Seele des Jünglings, die das Unglück noch nicht kannte, ergriffen hatte. Das Bild des Vaters, voll Schmerz über den so ansehnlichen Verlust, und voll Unwillen und Zorn über den pflichtvergessen Sohn, stand ihm vor Augen. Auch das Gewissen schlug ihm, daß er, wiewohl in der guten Absicht, das Geraubte zu retten, seine Heerde verlassen, und dadurch preis gegeben hatte. Wie sollte er den zürnenden Vater von seiner Unschuld überzeugen? Wie in seinen eigenen Augen sich rechtfertigen?

Als er nach einer guten Weile wieder zu sich selbst kam, und nun alle diese Gedanken in seiner Seele erst deutlich wurden, raffte er sich zusammen mit der Angst der Verzweiflung, um irgend einen Ausweg zu erdenken, wie er

sich dem geliebten und geflüchteten Vater versöhnen könnte. Vergeblich. Nirgends Trost, nirgends auch nur ein Schimmer von Hoffnung. Da kam ihm endlich der Gedanke, hinzuziehen über die Gebirge in ferne Gauen, und dort in verborgner Abgeschiedenheit seine freudenlosen Tage zu verleben, bis der Tod sich seiner erbarme.

Langsam erhob er sich, der geliebten Heimath Lebewohl zu sagen, und noch einmal hinzublicken nach der Gegend, wo die väterliche Wohnung lag, die er nun niemals wieder sehen sollte. Es war ihm seltsam zu Muthe. Denn fast wollte es ihm doch vorkommen, als wenn er ein neues Verbrechen begänge, daß er den gebeugten Vater, den er um seine Heerde gebracht, nun auch noch des Sohnes berauben wollte.

Indem dieser Gedanke in seiner Seele sich empor drängte, gewahrte er Etwas, was im Grase, auf der Stelle, wo der Jäger gestanden hatte, ihm schimmernd entgegen blinkte.

Es war eine silberne Kapsel in der Gestalt eines kleinen länglichen Viereckes. Neugierig, was darin seyn möchte, besah er sie von allen Seiten. Aber sie war fest verschlossen, und das Schloß so verborgen, daß er Nichts davon gewahr wurde, und durchaus nicht entdecken konnte, wie er sie wol öffnen könnte. Schon trieb's ihn, Gewalt zu gebrauchen; obgleich der Gedanke, daß der Jäger, der seine Kapsel ohne Zweifel zurück fordern werde, dies übel deuten könnte, ihn davon abmahnte. Da fiel sie ihm unversehens bei dem Hin- und Her-Wenden aus der Hand und sprang auf.

Es war gar nichts darin. Aber auf der innern Seite des Deckels befand sich ein Gemälde: eine reizende, weibliche Gestalt.

Der Anblick dieses Bildes zog unsern Ludewig wunderbar an. Er betrachtete es mit innigem Wohlgefallen, und vertiefte sich so sehr in dem Anschauen desselben, daß er seiner Leiden und des Abschiedes vergaß, den er von seiner Heimath nehmen wollte.

Jeder Mensch, den kein besonders widerwärtiges Schicksal verfolgt, und der nicht durch eigne Schuld ihrer verlustig gehet, hat drei Silberblicke des Lebens. Den ersten, wenn die Liebe, unerkannt und unvermuthet, zuerst einzieht in das jugendliche Herz, und der Seele das Ideal vorhält, worauf hernach alle Wünsche und Bestrebungen, als auf ihr höchstes Ziel, sich richten. Wie ein Gelübde aus einer andern Welt schwebt dies Ideal der Seele vor, verändert, erhöhet das ganze Wesen des jugendlichen Lebens, und regt Ahndungen auf, welche das Gemüth bis auf den tiefsten Grund mit Entzückungen durchschauern. Den zweiten, wenn das verlangende Herz den wirklichen Gegenstand findet, der seinem Ideale entspricht. Alle Gefühle und Bestrebungen, die sich auf das Ideal bezogen, wendet es dann diesem wirklichen Gegenstande in einem einzigen Augenblicke zu; in demselben Augenblicke, in welchem er ihm entgegen tritt. O bejammernswerthe Thoren, die ihr es darauf wagt,

euch ewig zu binden; wähnend, daß die Liebe nach und nach sich finden werde! Was allmälich reift ist keine Liebe; wenigstens die höhere, idealische nicht; diese ergreift und erfüllt das ganze Wesen mit Einem Male. Den dritten, wenn der gefundene, wirkliche Gegenstand das erste Zeichen der Gegenliebe giebt. Der schönste ist der erste; er gehört ganz der höhern, idealischen Welt, deren Bürger der Mensch auch ist, und erhebt das Gemüth zu den Wonnen reiner, seliger Geister. Bei dem zweiten sinkt der Mensch schon herab auf die Erde, zu dem irdischen Gebilde, das er mit seinen Mängeln und Fehlern gutmüthig vergöttert, um schmerzlich aus der Täuschung zu erwachen. Der dritte ist, ohne daß der Mensch es ahndet, wenn auch noch so entzückend, doch der Abschiedsgruß aus dem Paradiese. Denn nun tritt die Begierde auf; und das ist der Engel, mit dem Flammenschwerte, der aus dem Paradiese vertreibt.

Ludewig feierte jetzt den ersten Sitzerblick seines reinen, schuldlosen Lebens, der ihm aufgegangen war in seinem höchsten magischen Glanze. Denn bei dem fleckenlosen Wandel erfuhr er sich eines edlen, kräftigen Sinnes, eines tiefen, innigen Gefühls, und einer höchst lebendigen, feurigen Einbildungskraft. Was in ihm vorgehe, wußte er nicht; er hatte keine Ahndung davon. Darüber nachzudenken, fiel ihm noch weniger ein. Unwillkürlich gab er dem allmächtigen Zuge sich hin.

Das Auge unverwandt auf sein Bildniß geheftet, ließ er auf den Blumenteppich sich nieder, und bemerkte, als er endlich wie aus Träumen erwachte, zu seinem Erstaunen, daß es Abend geworden war. Das schleuderte ihn zurück in die wirkliche Welt, die ihm ein Jammerthal geworden war. Schnell verbarg er sein Kleinod an seiner klopfenden Brust, und sprang auf, hinzueilen in die unheimathliche Ferne.

Aber schauerlich wehte es ihn an, schauerlich traten ihm die Schatten des Gebirges entgegen, die ihm vorkamen wie drohende Gespenster. Er fühlte, daß es ihn eisig überlief, daß seine Knien zitterten. Was sollte er thun? Sollte er gehen? Sollte er bleiben?

O wundervolle Hoffnung! Wie fesseln deine Zauber den Menschen! Wie unendlich schwer ist es ihm, dir zu entsagen. Selbst in der dichten Nacht wähnt er nur gar zu leicht, einen Schimmer von dir zu erblicken, wenn es auch das Blendwerk eines Irrlichts ist!

Ludewig blieb. Konnte doch der neue Morgen des kommenden Tages auch neues Glück ihm bringen! Konnten doch die Verlornen sich vielleicht noch wiederfinden! oder der Jäger wenigstens seine Unschuld bezeugen, und ihm den geliebten Vater versöhnen! Die Entzückungen, die er empfunden, hatten seine Seele wieder höher gestimmt, und dadurch der Hoffnung wieder Eingang verschafft.

Indessen, je näher er diese tröstenden Gedanken beleuchtete, desto mehr schwanden sie dahin, und lösten endlich sich alle in ein ganzliches Nichts auf. Verzweiflung trat wieder in ihre Stelle. Aber nun mußte er bleiben. Es war Nacht geworden, und kaum am Tage mochte man ohne Gefahr das Gebirge übersteigen. Die Grauen der Mitternachtsstunde, in welcher die Berggeister umher wandelten, machten es vollends unmöglich. Vor Ermattung schlief Ludewig endlich ein.

Was ihm träumte? Ich wette, die geneigten Leser, und — Leserinnen besonders werden es rathen. Zwar ist es eben nicht gewöhnlich, daß der Traum die Gestalten des eben verlebten Tages sogleich uns vorführt, sofern dieselben etwas Außerordentliches an sich trugen, sollten sie auch den tiefsten Eindruck auf unser Gemüth gemacht haben. Denn sie sind alsdann der Schöpferin der Träume, der Einbildungskraft, noch nicht geläufig geworden. Meist erscheinen sie im Traume erst einige Te-

ge nachher. Aber es giebt Ausnahmen. Das kann man an Ludewigs Beispiele sehn. Denn ihm erschien im Traume die holde Gestalt, welche das Bild in der silbernen Kapsel in seine Seele gezaubert hatte. Sie wandelte vor ihm auf der blumigen Wiese, der nämlichen, wo er seine unglücklichen Schafe, deren Andenken aber weggetilgt war, zum letzten Male gesehen hatte. Um sie stralte ein ätherischer Glanz, wie ein Wiederschein aus der bessern Welt; die ganze Natur feierte, jedes Lüftchen schwieg, und jedes Blümchen, wo sie wandelte, richtete sich empor, ihr huldigend zu duften. Ludewig schwamm in der Wonne des Anschauens, sein ganzes Wesen löste in Entzückung sich auf.

Der Morgen kam. Die Herrlichkeit der Traumwelt war verschwunden; die wirkliche lag wieder da, freudenlos und öde, wie gestern. Die neue Sonne brachte keine neue Hoffnung. Zwar mühete Ludewig sich ab, einen festen Punkt zu finden, auf dem er stehen und sich halten könnte. Denn bedeutungsvoll schien es

ihm doch zu seyn, daß ihm das Traumgesicht die himmlische Gestalt gerade an dem Orte gezeigt, wo das Unglück ihn ergriffen hatte. Sollte das nicht ein Wink seyn, daß das Leid in Freude sich verwandeln werde! Aber vergebens marterte er seinen Scharfsinn. Nichts Haltbares wollte sich zeigen. Muthlos endlich hob er, einer Maschine gleich, unwillkürlich den Fuß und wandelte dem Gebirge zu.

Unkundig des Weges, er hatte sein friedliches Thal in seinem Leben noch nicht verlassen, irrte er in dem Gebirge umher, und gerieth endlich in ganz unwegsame Gegenden, wo er bald durch tiefe Schluchten steigen, bald über steile Felsen hinweg mußte, um vorwärts zu kommen. Schon begann der Tag sich zu neigen, als ein schwarzes Wetter aufstieg; am fernen Himmel zwar, aber auf den Flügeln des Sturmes flog es heran mit reißender Schnelle. Blitze zuckten, Donner krachten, wiederholt und verstärkt durch den Wiederhall im Gebirge, Regenströme stürzten herab.

Glücklicher Weise gewahrte Ludewig in der Nähe eine Felsengrotte. In diese flüchtete er, um sich vor dem Wetter zu schützen, und es austoben zu lassen. Ermattet setzte er sich nieder und verzehrte, was ihm von Speise und Trank noch übrig war.

Aber das Wetter wollte nicht weichen. Wie fest gemauert stand es über dem Gebirge. Es wurde Nacht, eh' es nachließ. Aber nun war es unmöglich, weiter zu kommen. Ludewig mußte sich entschließen, in der Grotte zu bleiben.

Gegen Mitternacht war der Himmel wieder völlig heiter geworden; hell und klar prangte das Sternengewölbe über der Erde; die Lüfte schwiegen; nicht den leisesten Laut vernahm das Ohr in der ganzen Natur. Aber diese Todtenstille vermehrte die Angst, womit die Grauen der nahenden Mitternacht Ludewigs Seele erfüllten, die in dieser abgeschiednen Einsamkeit, wo kein menschliches Wesen neben ihm athmete, in der Berggeister unbe-

strittnem Gebiete, ihm doppelt fürchterlich waren. Er warf sich auf sein steiniges Lager, den Schlaf, wo möglich, zu Hülfe zu rufen. Aber umsonst rief er ihn an. Je näher die Mitternachtsstunde kam, desto ferner entfloh der Ersehnte. Jetzt, jetzt trat die Mitternacht ein. Bewegungslos lag Ludewig da; er wagte nicht zu athmen, und war in Verzweiflung, daß er mit der größten Anstrengung sein eignes Herz nicht zur Ruhe bringen konnte. Denn er hörte es klopfen, und meinte gewiß, wenn nichts Anders, so werde sein eigenes Herz sein Hierseyn verrathen.

Da schien ein Schall sein Ohr leise zu berühren. Er horchte, wider seinen Willen, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und vernahm ganz deutlich Fußtritte, die seiner Grotte naheten; und bald hörte er, daß Etwas in die Grotte hinein trat, und dicht, dicht neben ihm sich niederließ. Er hörte es nur; denn die Augen hielt er krampfhaft verschlossen, um den entsetzlichen Unhold wenigstens nicht zu sehen,

und sich blindlings seinem Schicksale zu überliefern. Seine Angst hatte den höchsten Grad erreicht.

Da wälzte der Unhold sich um und tappte auf Ludewigs Gesicht. Diesem entfuhr ein Schrei des Entsetzens mit gräßlich kreischender Stimme. Ersterer sprang auf, riß auch Ludewigen empor, und zerrte den nicht widerstrebenden zur Grotte hinaus, im Sternenlicht ihn zu beschauen. Feurige Kohlen, so kam es Ludewigen vor, waren seine Augen.

Haha! daß ich dich habe, schändlicher Dieb! Du sollst früh genug hängen! Wo ist meine silberne Kapsel?

Es war der Jäger vom Blumenhügel, der die bewußte silberne Kapsel mit dem Bilde dort verloren hatte.

Ludewig sammelte sich, da er sahe, daß er wenigstens mit Fleisch und Bein zu thun hatte. Er hoffte, seine Unschuld leicht klar machen zu können; auch wurde diese gar bald beredt genug.

Aber der Jäger wollte von Nichts hören. Er blieb dabei, Ludewig habe ihm sein Bild, was er für sein köstlichstes Kleinod erklärte, entwenden wollen. Daß er auf dem Wege sey, davon zu laufen, bezeuge deutlich genug seine diebische Absicht. Schon begann er, der Wohlbewaffnete hätte den gänzlich Wehrlosen in seiner Gewalt, ihm die Hände zu binden, und drohete im barschen Tone, ihn unverweilt ins Gefängniß zu schleppen und dem peinlichen Richter zu überliefern.

Ludewig erbebte vor dem Gedanken. Denn, wenn auch, wie er nicht zweifelte, seine Unschuld an den Tag kommen müsse; so werde doch sein guter Ruf unauslöschlich befleckt bleiben, und die Liebe seines Vaters unwiederbringlich verloren seyn. Wiederholt betheuerte er seine Unschuld in den rührendsten Ausdrücken, bat, flehete, und gelobte dem Jäger, Alles für ihn zu thun und zu leiden, wenn er ihn nur frei lassen wollte.

Nun! sagte dieser endlich mit einem grinsenden Lächeln; einen Vorschlag will ich dir thun. Wenn du einwilligst; so mag es drum seyn. Aber abdingen lasse ich mir nicht das Mindeste. Wenn du Eine Einschränkung einschiebst, oder Umstände machst, so ist unser Handel für immer vorbei, und du mußt hängen.

Rede nur! Fordere, was du willst! Ich bin zu Allem bereit.

Wohl denn! Ich kann die Pfaffen nicht leiden, und das Wesen, was sie treiben im Lande.

O weh! die Pfaffen?

Ja, ja, die Pfaffen! Du armer Tropf, du kennst sie nicht! Sie mögen dich auch wohl bethört haben. Denn das verstehen sie meisterlich. Lug und Trug ist ihre Kunst. Sie reden von Pflichten und üben keine; die ganze Welt möchten sie gern um ihre Freuden betrügen, um allein zu schwelgen. Kurz! Wer ihnen einen Possen spielen kann, der muß es thun. Wohlan! ich kann es jetzt, und will. Se-

lobe mir, daß du dem Pfaffenthum auf ewig entsagst, daß du nie wieder eine Messe oder eine Predigt hören, nie wieder ein Sacrament empfangen willst!

Da ward dem unglücklichen Ludewig unheimlich zu Muthe. Er ahndete dunkel, in wessen Gewalt er sey, obgleich der Gedanke noch nicht deutlich vor sein Bewußtseyn trat. Aber das schimpfliche Gefängniß und der peinliche Richter standen ihm klar vor Augen. Bleich und zitternd, ohne innere Theilnahme, stammelte ganz unwillkürlich die Lippe:

Ich gelobe!

Du bist frey, sprach grinsend der Jäger, und löfete die Bande wieder los, die er angelegt hatte. Aber hüte dich, dein Gelübde zu brechen. Die erste Treulosigkeit, so klein sie sey, kostet dich das Leben. Ich werde immer sichere Kunde von dir haben; hoffe nicht, mich zu täuschen. Aber meine Kapsel?

Jetzt fühlte Ludewig doppelt, wie theuer ihm das Bild geworden war, da er es wieder

missen sollte. Doch wagte er nicht seine geheimen Wünsche laut werden zu lassen. Zaudernd holte er das Bild aus seinem Busen hervor, nachdem er es heimlich noch einmal ans Herz gedrückt hatte. Der Jäger aber merkte gar bald, wie ihm zu Muthe war, und half ihm aus der Verlegenheit.

Höre, Bursche! sprach er freundlich, ich sehe, du willst das Ding nicht gern wieder hergeben. Hast du gesehen, was darin ist?

Ludewig getraute sich nicht zu läugnen. Er nickte zögernd mit dem Kopfe.

Nun! so magst du es behalten! Ich habe ein Gelübde gethan, es wegzugeben, sobald ein andres Auge als das meinige den Inhalt erblickt hat. Unter einer Bedingung jedoch!

Welcher? fiel hastig Ludewig ein, der zu jeder Bedingung bereit war.

Du sollst das Bild schlechterdings Niemand sehen lassen! Niemand! Verstehst du? und sollst es alle Tage wenigstens ein Mal küssen. Versäumst du dies ein einziges Mal,

aber zeigst du das Bild, es mag dich bereden wollen, wer da will; merke dir, wer da will! so ist dein Leben verwirkt.

Freudig willigte Ludewig ein, und wunderte sich im Stillen, daß ihm der Jäger Etwas zur Bedingung machte, was er, wie er meinte, von selbst schon thun würde.

Wer da will! rief der Jäger nochmals, indem er plötzlich davon eilte, und augenblicklich in dem Dunkel der Nacht verschwunden war.

Verschiedenartige Empfindungen durchkreuzten sich in Ludewigs Seele, als er wieder allein war. Vor allen aber drängten die Qualen sich vor, die das aufwachende Gewissen ihm bereitete. Denn mit Entsetzen glaubte er sich gestehen zu müssen, daß er einen Bund mit dem Bösen geschlossen habe. Schon ergriff er die Kapsel, schon hob er den Arm, das Geschenk der Hölle von sich zu schleudern in die tiefste Bergschlucht. Aber da trat ihm das Halsgericht vor die Augen, und das geliebte

Bild, das ihn wehmüthig und bittend anzublicken schien. Der Arm sank, das Bild wurde im Busen verborgen, und eben so rasch als unwillkürlich ans Herz gedrückt. Ludewig warf sich auf sein Lager, und wälzte sich eben so unruhig umher, wie die Gedanken in seinem Kopfe. Endlich aber fing er an, der erste Schritt auf der breiten Heerstraße zur Hölle, seine Unthat zu entschuldigen, daß er ja nicht anders gekonnt habe, und durch allerlei trügliche Schlüsse, wozu die Leidenschaft den Scharfsinn so gern spornt, vor sich selber zu rechtfertigen. Das gab ihm einige Ruhe zurück. Auch war die Mitternacht vorüber, und die Furcht gewichen. So schlief er endlich ein.

Als er erwachte, schaute die Sonne schon herüber über die Bergkuppe, und sandte leuchtende Stralen in seine einsame Grotte. Sein erster Gedanke war sein Bild. Mit innigem Behagen dachte er sich dasselbe als sein. Schnell öffnete er die Kapsel und küßte das

Bild, ohne gerade daran zu denken, daß er dies gelobt hatte.

Er trat aus der Grotte. Die Gegend schien ihm verändert. Besonders erblickte er mit Vergnügen einen ebnen Fußsteig, welcher an der Seite, wohin er wollte, durch das Gebirge lief, und von welchem er gestern Nichts wahrgenommen hatte. Alsbald machte er sich auf den Weg.

Er ging und ging. Heiß brannte die Sonne; heißer noch der quälende Durst. Spähend schaute er umher. Nirgends ein Tropfen Wasser, ihm Labung zu geben. Zu dem Durste gesellte sich der Hunger. Den letzten äußerst geringen Vorrath hatte er gestern verzehrt, und seitdem nicht das Mindeste genossen. Halb ohnmächtig erreichte er endlich den Ausgang aus dem Gebirge, und erblickte in geringer Entfernung im Thale einige Hütten, die er für Hirtenwohnungen hielt. Seine letzten Kräfte nahm er zusammen, die Hüt-

ten zu erreichen. Dort Erquickung zu finden, hoffte er gewiß.

Er erreichte sie! Aber hart und drohend wiesen ihn die Bewohner zurück. Nicht eine Schale Wasser wollten sie dem Verschmachtenden gewähren; sie mußten es selbst mit vieler Mühe weit her sich holen. Etwas dafür zu bieten, hatte er nicht. Er sank zu Boden, und gab seinem Schicksale sich hin.

Ruhe und Abkühlung gaben einige Kraft, diese etwas Muth ihm wieder. Er griff nach seinem Bilde, durch dessen Anblick sich noch mehr zu erquicken. Zufällig stieß er beym Oeffnen der Kapsel, da die Hand ihm abgleitete, gegen den innern Boden derselben. Dieser sprang auf, sie hatte einen doppelten Boden, und der Raum dazwischen war mit Goldstücken ausgefüllt. Welch ein Anblick zu gelegener Zeit! Aus aller Noth sah er sich mit einem Male gerettet. Denn das ahndete er wohl, daß das blinkende Gold die harten Herzen der Hüttenbewohner schmelzen werde. Schon da-

mals besaß es die seelenschmelzende Kraft und war berühmt dadurch, die ihm noch jetzt eigen ist, und die das Besondre an sich hat, daß sie um so mehr wächst, je härter und steinartiger die Seelen werden. Sie soll jetzt sogar so weit gehen, daß sie diamantne Ministerseelen angreift, was wir indessen, da es unglaublich ist, und wir noch keine im Schmelztiegel gehabt haben, nicht verbürgen wollen.

Kaum hatte Ludewig ein Goldstück blicken lassen; so drängten sich die Hüttenbewohner um ihn. Jeder versicherte, was er vorher gesagt, sey so böse nicht gemeint gewesen; jeder war bereit, ihm zu dienen. Ludewig ging mit dem ersten dem besten in die Hütte, und erlabte sich an Speise und Trank, die nun in Ueberfluß vorräthig waren. Beim Abschiede bat man aufs freundlichste, er möge bald wieder einsprechen. Denn Ludewig zahlte mit der Freigebigkeit derer, denen der Erwerb nicht sauer wird.

Er zog von dannen, um immer tiefer ins Land hinein seiner Heimath zu entfliehen, und sich gegen Nachforschungen, die er fürchtete, zu sichern. Da aber nun der befriedigte Magen auch andre Stimmen, als die seinige, aufkommen ließ, die er vorher überschrien hatte; so ließ das Gewissen sich vernehmen, daß er von dem Golde, das ihm in diesem Augenblicke als das Handgeld der Hölle erschien, Gebrauch gemacht hatte. Aber — so sprach eine dritte Stimme, die Stimme des Verführers in der eignen Brust — aber er hatte ja daran nicht gedacht! Er hatte ja auch nicht anders gekonnt, und Noth hat kein Gebot. Indessen nahm er sich vor, den doppelten Boden, den er hierbei fest zudrückte, nicht wieder zu öffnen.

Er ging weiter, von einem Orte zum andern, um irgendwo ein ehrliches Unterkommen zu finden, und sein Brod sich zu verdienen. Aber nirgends wollte es ihm gelingen. Theils mochte er unglücklicher Weise oft an den unrechten Ort kommen; theils auch wohl selber

Schuld daran seyn. Denn seine große Unerfahrenheit in der Welt hatte zur Folge, daß er sich linkisch betrug, in den Augen der Meisten das Ansehen eines Landstreichers bekam, und das böse Gewissen, was freilich allerwärts mit hin ging, nicht verbergen konnte. Zu betteln schämte er sich; auch wurde er, als er sich endlich doch überwand, es zu thun, allenthalben barsch zurück gewiesen. Und so war er bald wieder in der vorigen Lage. Hunger thut weh. Was war zu thun? Er öffnete seine Goldgrube, und holte ein Stück hervor; und ob ihm jetzt gleich der eine Entschuldigungsgrund abging, denn er war sich des Gebers wohl bewußt; so ward es ihm dennoch leichter, als das erste Mal, das beschwerliche Gewissen zu beschwichtigen.

Hüte sich doch Jeder vor dem ersten Schritte zum Bösen! Der Zweite wird alle Mal leichter gethan. Ist die Vormauer des Lasters, die heilige Scheu vor dem Bösen, und das geschiehet durch den ersten Schritt, einmal

umgeworfen; so öffnet sich die breite Heerstraße.

Bey dem dritten Goldstücke hatte Ludewig noch weniger Bedenken; noch weniger bey dem vierten, und bei dem sechsten war es schon in der Ordnung, aus dieser Quelle zu schöpfen. So zog er im Lande umher, und gewöhnte sich an dies nichtsnutzige Leben; so daß er sich bald keine Mühe mehr gab, Arbeit und Erwerb zu finden.

Dabei ward es ihm auch immer leichter, sein Gelübde zu erfüllen. Anfänglich, wenn er eine Kirche oder Kapelle erblickte, zog es ihn hin mit großer Gewalt. Er mußte sich eiligst entfernen, um sein Leben zu retten. Jetzt konnte er schon ziemlich gleichgültig vorüber gehen. Das andre Gelübde hatte er vom Anfang an mit Lust erfüllt; und fand immer mehr Freude daran. Jeden Morgen beim Erwachen war sein geliebtes Bild sein erster Gedanke; er betrachtete es stundenlang, und küßte es mit inbrünstigem Entzücken. Aber von dem

Gefallenen war der Himmel gewichen. Das Ideal verkörperte sich; die Begierde erwachte. Wenn er so da lag im weichen Grase, und das Bild an die Brust drückte; so träumte er, Fleisch und Bein zu umarmen. Die Begierde wuchs, und wurde zur flammenden Leidenschaft. Das machte ihn höchst unglücklich. Denn nirgends zeigte ihm die wirkliche Welt einen Gegenstand, der seinem brennenden Verlangen auch nur von fern entsprochen hätte; und auf das Reich des Wirklichen war doch jetzt sein Sehnen gerichtet.

Wochen vergingen und Monate. Da wurde Ludewig mit Schrecken gewahr, daß er das letzte Goldstück hervorholte. Wie aus einem schönen Traume, worin er gewandelt, plötzlich aufgerüttelt, schlug er sich vor die Stirn, und warf sich nieder an dem Abhange eines Hügels, wo er eben war. Was nun? rief er seinem geliebten Bilde entgegen, indem er das Auge darauf warf, gleichsam als wollte er von ihm sich Raths erholen. Da bemerkte

er, was ihm bisher noch entgangen war, daß unter dem Bilde, dicht am Rande des Deckels, worauf dasselbe gemalt war, ganz kleine, äußerst saubere Züge sich befanden, die auf den ersten Blick ein seltsames Ansehen hatten. Bei näherer Ansicht erkannte er sie für Buchstaben. Er konnte nothdürftig lesen und schreiben. Aus Neugierde stoppelte er daher die Buchstaben zusammen. Es kam aber kein Wort heraus, was einen Sinn hatte, sondern ein ganz fremder, unbekannter Schall; den er indessen ganz unwillkürlich laut aussprach, und einige Mal wiederholte.

Da stand urplötzlich, wie vom Sturme hergewehet, der Jäger vor ihm. Fürchterlich war seine Geberde; fürchterlich rollten ihm die Augen im Kopfe. Was willst du? sprach er mit donnernder Stimme; du hast mich gerufen.

Ludewig entsetzte sich. Er habe es unwissend gethan! stammelte er mit Mühe hervor.

Ich lasse mich nicht äffen. Fordre! Was begehrst du? sprach Jener noch zorniger und drohender als zuvor.

Da fuhr Ludewigen in der Angst des Herzes ein Gedanke durch den Kopf. Er ergriff ihn, ohne lange zu überlegen. Er würde jeden andern auch ergriffen haben, um nur Etwas zu sagen.

Bringe mich in die Heimath zurück, und versöhne mir den Vater!

Das letzte hatte der Unhold eben nicht Lust. Denn er fürchtete, was auch in Ludewigs Seele als Hoffnung dunkel vorüber ging, daß der fromme Alte den verlornen Sohn auf den Weg des Heils zurück bringen würde. Doch ließ er sich Nichts davon merken, versprach mit gewohnter Arglist den ersten Punkt, wodurch er seinem Ziele näher kam, und überging mit Stillschweigen den zweiten.

Höre! sagte er nach einer kleinen Pause, in deiner Heimath ist Krieg. Fürst Sigismund ist von einem feindlichen Nachbar unver-

muthet angegriffen. Seine Ritter, denn Nichts war vorbereitet auf diesen Ueberfall, und seine Reisigen sind aus dem Felde geschlagen, und größten Theils getödtet oder gefangen genommen. Die Wenigen, die sich retten konnten, sind auf Eichenberg geflüchtet: hier wollen sie, und der Fürst mit ihnen, bis auf den letzten Blutstropfen sich vertheidigen, und entweder siegen, oder sich unter den Trümmern der Burg begraben lassen, und ehrenvoll untergehen. Schon belagert der wütende Feind die Burg, und es ist nicht zu zweifeln, daß die Hand voll Helden, die darin sind, der Uebermacht erliegen müssen. Dann wird es um den Fürsten gethan seyn, den du verehrst, und auch um deinen Vater. Denn das Land wird eine Wüste werden. Wohin die Feinde kommen, da ist Nichts als Sengen, Brennen und Morden. Willst du den Bedrängten helfen?

Ob ich will? Wie kann ich?

Ich bringe dir Schwert und Roß und ritterliche Rüstung, und Lanzenknechte, wacke-

re Leute, und lehre dich das Schwert und die Lanze zu führen. Du reitest eilig nach Eichenberg, fällst den Feinden in den Rücken, befreiest und rettest den Fürsten, die Burg, das Land. Das Weitere siehst du von selbst. — Du willst also?

Ludewig nickte mit dem Kopfe.

Für diesen Dienst aber werde ich zu seiner Zeit einen Gegendienst von dir fordern.

Eiligst flog der Jäger davon, und ehe noch Ludewig sich recht besinnen, und die Ehre und Freude, die ihm werden sollten, sich deutlich vergegenwärtigen konnte, war er schon wieder da, die Rüstung bringend, die er ihm anlegte, und das Schwert und die Lanze, womit er ihn ausstattete, und das Roß, das er ihn besteigen hieß.

Ludewig fühlte sich wie verwandelt. Muth hob ihm die Brust, ein neues Leben war ihm aufgegangen, es däuchte ihm, als wäre er des ritterlichen Wesens schon längst gewohnt. Lustig schwang er das Schwert durch

die Lüfte und tummelte das feurige Roß. Da waren die Gewaffneten hinter ihm, und fort sprengten sie, nach Eichenberg zu.

Ludewig war im Geiste schon in Eichenberg, und in dem Gedanken vertieft. Er wußte nicht, wie er hin kam. Schon erblickte er die Zinnen der Burg von fern, und die mächtige Rauchsäule, welche dicht daneben in die Luft stieg. Die Feinde waren schon ganz nahe hinan gedrungen, und hatten auf die Wohnungen der Burgleute, die außerhalb lagen, Pechkränze geschleudert und sie in Brand gesteckt. In der Burg, wohin Alles geflüchtet war, begann es bereits an Lebensmitteln zu fehlen, und daher eine gewisse Abnahme des Muthes sich spüren zu lassen. Denn der Muth, freilich will er es nicht Wort haben, ist dennoch mit dem Magen im geheimen Bunde. Er gebraucht Kraftgefühl, und dieses entzieht uns der Magen, wenn ihm sein Recht nicht wird. Es war daher die höchste Zeit, daß

Hülfe erschien. Schon den nächsten Tag wäre Alles verloren gewesen.

Wütend fiel Ludewig mit seiner Schaar den Feinden in den Rücken. Diese waren wie aus den Wolken gefallen. Eines solchen Angriffs nicht gewärtig, standen sie eine Weile wie verdutzt, und ließen auf sich los hauen und stechen. Als sie wieder zu sich selbst kamen, und anfangen wollten, sich zu sammeln und sich ordentlich zur Wehr zu setzen, war es schon zu spät. Denn allenthalben waren in ihren Reihen schon Lücken und die wütenden Reuter dazwischen gedrungen. Ludewig war voran. Sein Schwert mähete die Menschen, wie die Sense das Gras. Freilich hatte er gut fechten. Unkundig des Krieges, des blutigen Kampfes ungewohnt, hätte er nicht Einen erlegt, wäre in eignes Verderben gerannt. Aber ungesehen war sein Bundesgenosse um ihn, trieb ihn immer auf die rechte Stelle, und half ihm würgen — ein Fest für ihn selbst. Hin sank, was sein Schwert kaum berührte,

und von ihm glitten alle Streiche ab, wenn sie auch den unbedeckten Leib trafen, wie von einem stählernen Panzer. Bald waren nur noch wenige von den Feinden übrig. Die suchten ihr Heil in der schnellsten und verworrensten Flucht. Ihr Herr und Anführer, ein benachbarter, mächtiger Graf, war auf dem Platze geblieben.

Der Jubel in der Burg über die unerwartete Rettung war unbeschreiblich. Die Zugbrücken fielen nieder. Alles strömte heraus, die unbekannten Sieger zu sehen und zu begrüßen. Fürst Sigismund kam selbst mit seinem ganzen Gefolge.

Ludewig, dem es aufs Herz fiel, als er ihn ansichtig wurde, daß der Fürst fragen würde: Wie? Woher? und auf diese und alle ähnlichen Fragen keine Antwort bereit hatte, er hatte daran noch gar nicht gedacht, gerieth in große Verlegenheit. Um Zeit zu gewinnen, ein Mährchen zu erdenken, wich er dem Fürsten aus. Als hätte er eilige An-

ordnungen zu treffen, ritt er die Kreuz und Quer durch die Reihen seiner Waffengefährten. Da fiel ihm ein, daß diese verdächtigen Gesellen die Wahrheit ausplaudern könnten, die doch Niemand wissen sollte in Eichenberg. Deshalb gab er ihnen Befehl, daß sie sogleich heimkehren sollten. Im Nu flogen sie wie ein Sturmwind davon; eine unermeßliche Staubwolke stieg hinter ihnen auf; der Hufschlag ihrer Rosse verscholl sehr bald; sie waren verschwunden, und Ludewig, der nun allein war, ritt dem Fürsten entgegen.

Mit klopfendem Herzen schickte er sich an, dem edlen, von ihm so innig verehrten Greise sein Mährchen zu erzählen. Aber ein Verbrechen gebiert das andere. Der Missethäter flieht zu der Lüge.

Er war aus Furcht vor seinem Vater, der verlornen Schafe wegen, entflohen, hatte in fremden Landen, bei einem Herzoge, den er nicht nennen durfte, Kriegsdienste genommen, und glücklicher Weise schnell hinter einander

Gelegenheit gefunden, sich durch Hülfe begünstigender Zufälle außerordentlich auszuzeichnen. Der Herzog, der auch an seiner Person Gefallen gefunden, hatte ihn zum Ritter geschlagen, und ihm jetzt, bei der Nachricht von dem Unglücke, was Eichenberg und seinen ehrwürdigen Fürsten bedrohte, auf sein inständiges Bitten, eine tüchtige Mannschaft anvertraut, seinem geliebten Vaterlande zu Hülfe zu eilen. Er war unaussprechlich glücklich, daß sein Unternehmen so gut gelungen war. Seine Mannschaft hatte er sogleich zurück senden müssen, weil der Herzog ihrer selber bedürfe.

Fürst Sigismund, der sich nicht genug wundern konnte, daß der junge Schäfer, den er sehr wohl kannte, so schnell in einen stattlichen Ritter und Kriegesmann verwandelt war, und so bald gelernt hatte, statt des weidenden Hirtenstabes das würgende Schwert zu führen, hatte Nichts Eiligeres zu thun, als ihm seine Dienste anzubieten, und in ihn zu dringen, daß er für seine jetzige That, die er gar nicht

würdig genug zu belohnen vermöge, denn er habe ihm Alles zu danken, sich eine Gnade ausbitten solle. Er gebe sein fürstliches Wort: sie solle ihm gewährt werden.

Der Herzog hatte auf den Fall, daß der Fürst es verlangen würde, wiewohl sehr ungern, genehmigt, daß er in dessen Dienste treten durfte. Der Handel war also sogleich abgemacht. Die zu erbittende Gnade behielt Ludewig sich vor. Er wußte in der That nicht gleich, was er bitten sollte; denn er konnte so schon in sein Glück sich nicht finden; und war in der Folge sehr froh, daß er keine voreilige Bitte gethan hatte; es würde ihn bald gar sehr gereuet haben.

Der Fürst lud ihn ein, in der Burg einzusprechen und sich zu erquicken nach der heißen Arbeit des Tages. Seinen Vater, den er freilich sehr gekränkt und gebeugt habe, wolle er sogleich kommen lassen, und die Aussöhnung selbst vermitteln helfen. Sie werde unter solchen Umständen überdem nicht schwer seyn.

Gern willigte Ludewig ein, und sie eilten dem Burgthore zu.

Wie ein Lauffeuer ging die Kunde umher, wer der unbekannte Ritter war. Es war des Staunens kein Ende. Der entlaufene Schäfer war in aller Munde gewesen. Von dem Kranze seines guten Namens hatte Jeder ein Blättchen abgerissen; zumal, da Niemand hatte begreifen können, wo er die Schafe gelassen habe. Denn unmöglich konnte er sie mit weggeschleppt haben; sie ließen sich so schnell und so unvermerkt nicht fortbringen. Und nun so ihn wieder zu sehen! und als Retter in der höchsten Noth! In gedrängten Haufen strömten sie herbei und gafften ihn an mit offnem Munde, als er an der Seite des Fürsten in die Burg einzog.

Der Fürst nahm ihn, als sie von ihren Pferden abgestiegen waren, bei der Hand, und führte ihn die breite Burgtreppe hinauf.

O unglücklicher Sigismund, was thatest du! Wen führtest du so arglos und so freudig

ein in dein Haus! Hätte doch dein Auge nie diesen Tag gesehen!

Sie traten in den Rittersaal, wo sich nach und nach der ganze Hof des Fürsten versammelte. Auch Ludewigs Vater kam; er war durch einen Eilboten herbeigeholt. Eingeschüchtert durch den ungewohnten Glanz des Hofes, mehr noch durch das Zureden des Fürsten, und geblendet durch den Schimmer der Hoheit, worin er seinen Sohn erblickte, hatte er diesem schon verziehen, ehe derselbe noch darum bat. Wenigstens wagte er kein Wort des Vorwurfs; nicht einmal nach seinen Schicksalen zu fragen unterstand er sich. Bewundernd stand er da, und konnte sich nicht verhehlen, daß auch ein geheimer Stolz auf einen solchen Sohn ihn anwandelte. Aller Kummer, den er empfunden, war mehr als reichlich vergütet.

Da kamen auch die Frauen. An ihrer Spitze Kunigunde, des Fürsten Tochter, sein einziges Kind. Ihre Mutter war längst ent-

schlafen. Ludewig warf die Augen auf sie. Ewige Mächte! sein Ideal! Sprachlos und wie angewurzelt stand er da, und heftete das starre Auge auf die Göttergestalt.

Kunigunde, als sie ihn ansichtig wurde, den ihr Auge neugierig forschend gesucht, erblaßte und sank ihren Frauen zitternd in die Arme.

Das war das Werk des Höllengeistes, der auch die unschuldigsten Opfer schlachtet, wenn es zur Erreichung seiner Zwecke führt.

In der sittigsten Zucht, in der holdesten Jungfräulichkeit hätte die schöne, reizende Kunigunde ihre Tage verlebt. Rein war ihr Herz, rein ihre Einbildungskraft, rein sogar der Traum, der ihren Schlummer nur selten störte. Da nahm sie ihr Vater mit zum Besuch auf eine entfernte Burg, bei einem Ritter, der sein Jugendfreund war. Indeß die Männer zechten, wandelte sie, einsam oft, in den Gärten, auch in den Gemächern der Burg umher. So kam sie einmal in ein abgelegenes

Zimmer, worin eine große Menge schöner Gemälde aufgehangen waren. Unter denselben fiel ihr gleich beim ersten Blicke ein Bild in die Augen, welches einen Ritter in der Blüte der Jugend und in der Fülle der männlichen Schönheit darstellte. Das Hochgefühl des gelungenen tapfern Kampfes und des erstrittnen Sieges schien ihm aus den Augen zu leuchten. Unwiderstehlich zog das Bild sie an; sie blieb davor stehen, und betrachtete nur dieses.

Es war aber dasselbe gar kein wirkliches Bild, sondern ein bloßes Blendwerk des bösen Feindes; wovon sie indeß Nichts ahndete, und keinen Verdacht bekommen konnte; denn von den Burgbewohnern, dem die vorhandenen Bilder bekannt gewesen wären, war Niemand bei ihr.

Ihr Herz war völlig frei und hatte Raum für die ungewohnten Reize dieser Erscheinung. Tief drang die holde Gestalt ein in ihr Herz, und erfüllte es gänzlich. Als sie heimgekehrt war, schwebte die Gestalt unauf-

hörlich ihr vor, und ihre Einbildungskraft goß bald alle die Zauber darüber aus, wodurch sie zu dem Ideale erhoben wurde, das fliegend in ihre schuldlose Seele einzog, und in dem ersten Silberblicke des Lebens einen neuen Himmel ihr aufthat.

Mit freudigem Entsetzen erblickte sie in Ludewig dieses Ideal verwirklicht. Das war die Ursache, weswegen sie wie außer sich ihren Frauen in die Arme sank.

Ludewig war kaum wieder zu Athem gekommen, als er sich, wie von Geistern getrieben, an den Fürsten wandte.

Eine Bitte habt Ihr verheißen, mir zu gewähren. Ich bitte um Kunigundens Hand.

Den Hofleuten erstarb das Wort im Munde, als sie diese Tollkühnheit vernahmen. Auch Sigismund stutzte; denn daran hatte er nicht gedacht. Aber er hatte sein fürstliches Wort ohne Einschränkung gegeben; er mußte es erfüllen, und würde es erfüllt haben, wenn

sich auch ein Aber durch die Künste des Hofes hätte herausdeuteln lassen.

Freilich zögerte er ein wenig, eh er Bescheid gab.

Ein Fürstenwort! sprach Ludewig.

Ich werd' es halten, zweifle nicht! Kunigunde!

Als Kunigunde, die auf jedes Wort gehorcht, den Ruf des Vaters vernahm, verbarg sie ihr Gesicht an der Brust ihrer Begleiterin. Nur schwer war sie zu bewegen, ihr Haupt wieder aufzurichten. Doch, gewohnt den Befehlen des ernsten Vaters zu gehorchen, die übrigens dies Mal ihrem Inhalte nach nicht ungelegen kamen, deren Form ihr nur zuwider war, hob sie sich langsam und schüchtern empor, und reichte dem stürmischen Bewerber, jungfräulich erröthend, die Hand. Ihr Vater selbst, konnte sich das nur aus ihrer Ueberraschung erklären. Denn einigen Widerspruch, Bitte wenigstens um Aufschub, hatte er doch erwartet.

Die Vermählungsfeier sollte nach einigen Wochen schon begangen werden. Der Tag dazu wurde anberaumt.

So war denn Ludewig, der Verlobte der einzigen Erbin des Fürsten, in kurzer Frist aus der Hütte des Schäfers auf den Fürstenstuhl empor gestiegen. Er wurde von jetzt an Ludewig von Eichenberg genannt.

Schnell flohen die glücklichen Stunden an Kunigundens Seite. Jeden Tage mußte sie einen neuen Kranz zu winden kommen, neue Reize entfalteten ihr reiches Gemüth. Der Tag zur Vermählungsfeier kam. Ludewig war ganz fast sich vor Wonne. Seine einzige Gedanke war Kunigunde. Er war darin, wenn sie nicht bei ihm war, so vertieft, daß er in dem größten Getümmel der vielen Einheimischen und Fremden, die zu dem Feste kamen, in sich gekehrt da stand, und den Fragenden verkehrte Antworten gab. Man ermangelte auch nicht, ungleiche Deutungen zu machen.

So vergaß er diesen Tag, und wer möchte das unbegreiflich finden, auch seines Gelübdes.

Der Tag wurde mit einem großen, festlichen Mahle beschlossen; wobei der edle rheinische Rebensaft die silbernen Pokale reichlich füllte; für Ludewig aber vergeblich duftete. Er achtete sein nicht; denn er war im Anschauen verloren. Die liebliche Braut, nun auf immer die Seine, saß unter ihren Frauen ihm gegenüber. Bis zur Mitternacht dauerte das Mahl. Jetzt schlug die Thurmuhr zwölfe. Ludewig hörte ihren dumpfen Ton, der ihm wie ein Todtengeläute vorkam. Eiskalt überlief es ihn, wie ein Hauch aus Todtengrüften wehte es ihn an. Da fiel sein Gelübde ihm ein. Mit Entsetzen riß er die Kapsel, die er immer bei sich trug, hervor. Mit Angst und Mühe nur gelang es ihm in der Verwirrung, sie zu öffnen; und gerade mit dem letzten Schlage der Mitternachtsstunde drückte er auf das Bild den

schuldigen Kuß. Einen Augenblick später, so war der Tag vorüber, und sein Leben verwirkt.

Ludewig holte tief Athem, und faßte den festesten Vorsatz, nie wieder so sorglos zu seyn, und sich durch unverzeihliche Fahrlässigkeit in den furchtbarsten Abgrund zu stürzen. Jeden Morgen, das machte er sich zum unverbrüchlichen Gesetz, sollte die Erfüllung seines Gelübdes von nun an sein erstes Geschäft seyn. Doch freute er sich in seiner namenlosen Angst noch so viel Besinnung gehabt zu haben, daß er, wie er meinte, sein Geheimniß wohl verborgen, und keinem sterblichen Auge verrathen hatte.

Aber das Auge der Liebe ist umsichtig und scharf. Kunigunde hatte bemerkt, was allen andern entgangen war, und hatte aus Ludewigs unbeschreiblicher Verwirrung geschlossen, daß etwas Wichtiges dahinter sey. Weibliche Neugier ergriff sie; auch eines Anfalles von Eifersucht konnte sie sich nicht er-

wehren; so sehr sie auch sich sträubte, und sich selber Gegenvorstellungen zu machen suchte. Denn der Kuß! Er war ihr nicht entgangen. Das wär verdächtig.

Als sie, nach beendetem Mahle, mit Ludewig in das einsame Brautgemach getreten war, fühlte sie sich von jenen widerwärtigen Gefühlen noch stärker ergriffen; sie konnte sie nicht überwältigen. Schüchtern und bescheiden fragte sie nach dem Zusammenhange des auffallenden Benehmens.

Ludewig suchte auszuweichen. Das machte sie noch neugieriger, und vollends argwöhnisch. Sie drang in ihn. Er mußte endlich heraus mit der Erklärung: daß er allerdings ein Geheimniß habe, was er aber ihr und keinem Sterblichen entdecken dürfe. Er betheuerte aber dabei und vermaß sich aufs höchste, daß sein Geheimniß gerade sie selbst betreffe, und auf keinen Menschen in der Welt weiter Bezug habe.

Aber das Alles wollte nicht anschlagen. Der quälende Argwohn war in Kunigundens Brust zu rege geworden. Sie bestand auf ihrem Verlangen. Ins geheim mochte der gekränkte weibliche Stolz dazu mitwirken. Denn mit aller Macht der Reize, Kunigunde setzte sie unwillkürlich ins Spiel, nicht so viel zu vermögen, um den zärtlich Geliebten zum Nachgeben zu bringen! In einem solchen Augenblicke noch dazu, wie hier! Das war zu arg!

Ihr Gemüth erhitzte sich endlich, und als Ludewig dabei blieb, der Unglückliche konnte ja nicht anders, sich standhaft zu weigern, kam es zuletzt so weit, daß sie erklärte: sie könne demnach bloß den Namen seiner Gattin führen, und werde übrigens getrennt von ihm leben. Sie machte Anstalt die Trennung sogleich zu beginnen.

In der Verzweiflung warf sich Ludewig auf die Knie vor ihr; sie wieß ihn zurück.

Horch! da klopfte es an der Thür des Gemaches, leise erst, dann stärker und stärker.

Kunigunde erschrak, daß sie zitterte. Ludewig mußte sich entschließen, nachzusehen.

Als er hinaus trat, o Entsetzen! stand der Jäger vor ihm.

Du stehest, sprach der, daß du das höchste Ziel deiner Wünsche nicht erreichst. Sie ist eifersüchtig und hat Argwohn. Zeige ihr das Bild!

Außer sich vor Freude, und nichts weiter denkend, flog er zurück.

Ein Mährchen, wie er zu dem Bilde gekommen, und zu dem Gelübde, es Niemand jemals zu zeigen, war bald erdacht. Aber, setzte er dann wonnetrunken hinzu, ich kann nicht mehr widerstehen. Lieber will ich eidbrüchig werden, als meiner angebeteten Kunigunde entsagen. Sieh her! Es ist dein Ebenbild. Schon längst hat dieses Bild die Göttergestalt mir vorgezaubert, die ich in dir gefunden habe. Begreifst du nun, warum dein Anblick in einem einzigen Nu so allmächtig mich ergriff?

Kunigunde sahe ihr leibhaftes Ebenbild vor sich, und fand sich durch diese Auflösung des Räthsels eben so geschmeichelt, als sie vorher sich gekränkt gefühlt hatte. Denkend, wie es ihr selbst ergangen, glaubte sie das Walten des Verhängnisses zu erkennen. Alles war vergeben; das süße Glück der vertrauenden Liebe kehrte wieder, ein Himmel voll Seligkeit that sich auf.

Horch! da klopfte es wieder; leise erst, dann stärker und stärker. Widrigar kann Niemand gestört werden. Und Ludewig kannte nun den Klopfenden! Ein kalter Schauder überfiel ihn. Aber es half Nichts; er mußte hinaus; er hätte sonst das Aeußerste fürchten müssen.

Da stand der Jäger wieder vor ihm, in ganz veränderter Gestalt. Grimmig war seine Geberde, schrecklich rollten ihm die feurigen Augen. Er zog Ludewig über die Vorhalle, in eine abgelegene dunkle Ecke. Verräther!

kreischte er mit gräßlicher Stimme, du hast das Bild gezeigt, dein Gelübde ist gebrochen!

Du — stotterte Ludewig, von dem Vorgefühle der Hölle ergriffen, — du — du selbst —

Hab' ich dir nicht wiederholt eingeschärft: es mag dich beroden, wer da will?

Teuflischer Betrug!

Hahaha! Deine Zeit ist um. Hier will ich mit dir enden.

Indem er das sagte, hob er die Arme auf, und scheusliche Krallen, statt der Hände, spreizten sich dem Erstarrten entgegen, ihn zu zerfleischen.

Ein Ausweg ist noch!

Wel — — cher?

Bring mir, zur Versöhnung, ein schuldloses Opfer!

Wähle!

Dein Weib!

O ewige Barmherzigkeit!

Du zauberst? Deine Zeit ist um. — Die Krallen rückten näher.

Teufel! nimm sie!

Ich habe keine Macht an ihr. Fromm ist sie und schuldlos. Du selbst! — Hier ist ein Dolch!

In dem Wahnsinne der Hölle sprang Ludewig auf, ergriff den Dolch und rannte ihn der liebend harrenden Kunigunde in die klopfende Brust. Den Dolch krampfhaft in der Hand haltend, sank er neben der Ermordeten bewußtlos zu Boden.

Hohnlachend und mit schrecklichem Gepolter verließ der Höllengeist die Burg, gewiß, daß sein Verbündeter ihm bald folgen werde.

Die Burgbewohner vernahmen den Lärm und eilten herbei. Verwundert sahen sie das Brautgemach offen stehen. Sie traten hinein. Da schwamm die edle Fürstentochter in ihrem Blute. Unbegreiflich, aber augenscheinlich war es, Ludewig war ihr Mörder. Er wurde in sichere Gewahrsam gebracht.

— Nach einer langen Weile erst erwachte er wieder; aber zum Wahnsinn. Nur einzelne helle Augenblicke wurden ihm noch, wo er seine Geschichte erzählte. Dann sank er in den Wahnsinn zurück, und nahm verzweifelnd sich selber das Leben.

Noch zeigt man zu Eichenberg einen abgelegenen Ort, wo seine Leiche verscharrt seyn soll.

Fürst Sigismund starb bald darauf vor Gram und Kummer. Sein Land fiel an einen Seitenverwandten, dessen Nachkommen es noch jetzo beherrschen.

Ferdinand Ximenes.

Zu der Zeit, als Karl der Fünfte, wie er als deutscher Kaiser hieß, in Spanien regierte, lebte zu Barcelona in Catalonien ein reicher Edelmann, Ferdinand Ximenes, ein entfernter Verwandter des berühmten Cardinals Ximenes, des größten Ministers, den Spanien hervor gebracht hat, der sich unter der vorigen Regierung so große und mannichfaltige Verdienste um das Land, und nicht allein durch ausgezeichnete Geistesgaben, sondern auch durch unbescholtene Rechtschaffenheit Ruhm und Achtung erworben hatte. Ein Stral von dem Glanze dieses Namens fiel daher auch auf Ferdinand. Er wurde deshalb, als er von seinem Landsitze, wo er seine Jugend verlebt hatte, in die Stadt zog, allerwärts mit offnen Armen empfangen, und mit zuvorkommender Achtung behandelt. Die nä-

here Bekanntschaft mit ihm wirkte eben so günstig. Sein wohlgebildeter Körper, sein gefälliges, menschenfreundliches Betragen, seine unbescholtenen Sitten, seine gutmüthige Gastfreiheit, wobei er bei seinen glänzenden Vermögensumständen, seiner natürlichen Neigung keine Schranken zu setzen, oder erst ängstlich zu rechnen brauchte — das Alles gab ihm bald eine Menge von Bekanntschaften, die sich gern an ihn anschlossen. Sein Haus wurde ein Sammelplatz der feinen Welt in Barcelona, und der Aufenthalt der heitern, fröhlichen Geselligkeit. Den guten Ton vollendete Isabelle, seine junge, schöne Gemahlin. Sie gab der Gesellschaft, was er nicht zu geben vermochte, Geist und Leben. Denn sie war eben so geistreich als schön.

Isabelle, er war eben erst mit ihr vermählt, als er in die Stadt zog, hatte hierzu die nächste Veranlassung gegeben. Die Einsamkeit des Landlebens konnte ihrem Geiste nicht Unterhaltung genug geben. Zwar war

sie auf dem Lande erzogen; aber sie hatte die Beschäftigungen des Landes nie lieb gewinnen können, und ein besonderer Umstand, den wir hernach erzählen werden, hatte ihren Wunsch, in der großen Welt zu leben, zu einer leidenschaftlichen Sehnsucht entflammt. Dennoch hatte sie alle Hoffnung dazu schon aufgeben müssen, als sie unverhofft und unvermuthet Ferdinands Gattin wurde. Diesem ihren längst gehegten Lieblingswunsch zu offenbaren, konnte sie nicht unterlassen; und Ferdinand willigte ohne Schwierigkeit ein, gern sogar; theils, weil er seiner heiß geliebten Isabelle gefällig seyn wollte, und sich freute, eine Gelegenheit dazu zu haben, theils weil er es auch seiner eignen Neigung ganz angemessen fand. Denn er liebte Pracht und äußern Glanz, und diesen Hang, sahe er wohl, konnte er in der Stadt besser befriedigen, als auf dem Lande.

Das erste Jahr in Barcelona verging herrlich und in Freuden. Ferdinand trank in vollen Zügen aus den überreichen Quellen der

Wonne und der Fröhlichkeit, welche die Liebenswürdigkeit seiner Gattin und die ungewohnten Reize des üppigen Stadtlebens ihm öffneten; und Isabelle umfing diese Gestalt des Lebens mit der ganzen Wärme ihres tiefen Gemüths. Sie galten für das glücklichste Paar in ganz Barcellona. Aller Augen sahen auf sie, mit Neid viele tausend.

Das zweite Jahr bemerkten Ferdinands Freunde eine Abnahme seines heitern Sinnes. Er war nicht mehr so theilnehmend, nicht mehr so fröhlich wie sonst, wenn ein munterer Kreis ihn umgab, in seinem Hause so wenig, als bei den Festen, die seine Freunde ihm gaben. Er fing an bei öffentlichen Lustbarkeiten zu fehlen, deren er sonst keine versäumte. Selbst das Schauspiel, sein Lieblingsvergnügen, zog ihn nicht mehr an. Auch bei Isabellen wurde eine ähnliche Veränderung sichtbar.

Man ermangelte nicht, Deutungen zu machen. Man rieth auf allerlei Ursachen, nur auf die rechte nicht. Endlich blieb man dabei

stehen, daß ein Mißverhältniß zwischen Ferdinand und Isabellen eingetreten seyn müsse. Nur über den schuldigen Theil konnte man sich nicht vereinigen. Vernünftige Gründe hatte man gegen keinen von Beiden aufzuweisen. Aber, das ist in der Regel, die Frauen verdammten Isabellen, Ferdinanden die Männer. Neugierde, sowohl, als wahre innige Theilnahme legten sich aufs Forschen. Man drang in Ferdinand, man drang in Isabellen; der angelegentliche Wunsch, freundliche Vermittelung zu stiften, mußte zur Entschuldigung dienen; der Eine ließ ihn ahnden, der Andre sprach deutlich ihn aus. Aber Ferdinand läugnete, und Isabelle wies die Zudringlichen mit Würde zurück, und konnte ihre Empfindlichkeit nicht verhehlen. Aber auch die Thräne konnte sie nicht immer verbergen, die dabei zuweilen verstohlen ins Auge schlich. Das bestärkte den Verdacht noch mehr. Man blieb bei seiner Meinung: Ferdinand und Isabelle lebten nicht mehr vergnügt mit einander.

Im folgenden Jahre nahm die Verstimmung Beider noch mehr zu, im folgenden noch mehr. Endlich waren Beide wie menschenscheu geworden. An keinem ihrer ehemaligen Freunde, an Nichts, was außer ihnen war, nahmen sie mehr Theil, Keiner, so viel Mühe er sich geben mochte, war im Stande, auch nur eine heitere Miene, ein freundliches Wort ihnen zu entlocken; sie waren ganz unleidlich geworden. Einer nach dem andern zog sich von ihnen zurück. Ihr Haus, vor kurzen noch das Haus der geselligen Freude und geistreichen Unterhaltung, stand leer, seine Bewohner wurden Einsiedler.

Nach und nach war Ferdinands und Isabellens Bekanntschaft auch dahin gekommen, den Unstern wahrzunehmen, der über den Unglücklichen waltete; und ob sie gleich denselben nur von einer Seite erblickten, die andre, noch schwärzere aber ihnen verborgen blieb; so wurden sie doch bald inne, daß hier keine Hülfe

war. Mit der Hoffnung gaben sie ihre Bemühungen auf.

Der Unstern aber war, daß die Vater- und Mutterfreuden ausblieben. Das würde schon für sich allein Ferdinands Seele tief gebeugt haben. Denn er war der letzte seines Geschlechts, auf welches er nicht wenig stolz war, und dessen Untergang er sich nur mit dem bittersten Kummer denken konnte. Und Isabellen würde es schon darum höchst unglücklich gemacht haben, weil sie ihren Gatten zärtlich liebte, und seine Leiden aufs innigste mit empfand. Aber, was noch schlimmer war, beide hielten sich überzeugt, daß ein Fluch sie verfolge, und daß hierin die Ursache liege, weswegen sie des süßesten Glückes der Erde, des einzigen, was sie heiß sich ersehnten, hoffnungslos entbehren müßten. Das war es, was am schwersten auf ihnen lastete, und was den wehmüthigen Kummer zur quälenden Marter machte.

Die Sache hing so zusammen.

Ferdinands Vater, Pedro Ximenes, hatte einen Jugenfreund, an welchem seine ganze Seele hing. Dessen Tochter, Margarethe, sollte Ferdinands Gattin werden. Das war sein Lieblingswunsch, nach dessen Erfüllung er längst schon getrachtet hatte. Margarethe kam diesem Wunsche entgegen; Ferdinand hatte früh schon Eindruck auf sie gemacht, sie war ihm sehr gewogen; und ihr Vater dachte wie Pedro; auch ihm war die Vereinigung der Kinder das Ziel der Glückseligkeit dieses Lebens. Nur daß er mit Feuereifer zu erjagen und zu erringen trachtete, was der sanfte Pedro allmählich herbei zu führen strebte, und im Vertrauen auf die Vorsehung, mit heißer Sehnsucht zwar, aber doch ruhig erwartete.

Allein Ferdinand widerstrebte. Er konnte Margarethen nicht leiden. Nicht allein daß ihre Gestalt ihn nicht anzog; sie hatte auch einen mürrischen Sinn, und ein in sich gekehrtes Wesen; und das war ihm zuwider. Anfänglich wich er bloß aus, als er die Absichten

merkte, die man mit ihm hatte. Er entzog sich, wo er irgend konnte, allen Gelegenheiten, mit Margarethen zusammen zu kommen; und, wo er sie nicht vermeiden konnte, betrug er sich gegen Margarethen weniger gefällig als sonst, zeigte ihr nach und nach immer mehr Gleichgültigkeit, und endlich eine solche Kälte, daß er auch ihr Herz abzukühlen und von sich abzuwenden hoffte. Aber seine Rechnung war falsch. Die Zuneigung in Margarethens Brust wuchs zur Liebe, und die Liebe wurde durch die Schwierigkeit, ihr Ziel zu erreichen, zur flammenden Leidenschaft.

Da entdeckte sich Ferdinand seinem Vater. Er gestand ihm ehrlich seine entschiedene Abneigung, und bat, ihm seine Freiheit zu lassen. Der Vater rechnete eben so falsch, wie der Sohn. Umgang dachte er, und Gewohnheit werden die Abneigung mindern; dann wird Freundschaft sich finden, und aus der Freundschaft wird Liebe werden, diese allenfalls auch zu entbehren seyn. Er wollte seinen Lieb-

lingswunsche nicht entsagen. Ferdinand verließ ihn tief gebeugt. In seinem Herzen kämpfte die Pflicht des kindlichen Gehorsams mit dem widerstrebenden Gefühle.

Da gab ein Zufall mit einem Male seiner Lage eine andere, entschiedene Wendung.

An der Grenze von Catalonien wohnte auf einem kleinen Landgute Don Pacheco, ein alter Bekannter von Ferdinands Vater. Der hatte von letzterm eine bedeutende Summe zum Ankaufe seines Landgutes erborgt, und dieselbe schon längst wieder zu bezahlen versprochen, sein Wort aber nicht erfüllt. Pedro hatte ihn schon einige Mal vergeblich daran erinnern lassen. Jetzt, wo dieser auf eine glänzende Ausstattung für seinen Ferdinand bedacht war, kam ihm die Sache wieder in den Sinn. Er gab letzterm den Auftrag, selbst hin zu reiten, um die Schuld wo möglich einzuziehen.

Ferdinand machte sich auf den Weg. Als er nach drei Tagen bei Pacheco's Landsitze an-

langte, bemerkte er einen Fußsteig, der durch ein Gehölz zu dem Schlosse zu führen schien. Er stieg ab, hieß seine Diener die Pferde auf der Straße dahin führen, und ging selbst den Fußsteig durch das Gehölz. Die Kühlung unter den Wipfeln der alten Eichen that ihm wohl; es war ein heißer Tag. Langsam schlenderte er fort, und kam auf einen Anweg, der ihn in dicht verwachsenes Gebüsch führte. Da hörte er mit einem Male sanfte Klagetöne. Sie schienen aus einer einsamen, aus wildem Gesträuch gebildeten Laube zu kommen, die er in einiger Entfernung vor sich erblickte. Es war eine weibliche Stimme, die ihn wunderbar rührte. Ehrerbietig, nach Ritterſitte der damaligen Zeit, stand er augenblicklich still, und kehrte um mit leisen Tritten, um die holde Jungfrau, die seine Einbildungskraft in die Laube versetzte, nicht unbescheiden zu stören. Im Gehen vernahm er noch die Worte: So lebe wohl, geliebte Laube! Leb wohl auf immer! die durch den Ton der tiefſten Wehmuth

sein Herz noch mehr erweichten. Er verdoppelte seine Schritte, und ein andrer Pfad führte ihn aus dem Gehölze zu dem Schlosse.

Pacheco nahm ihn freundlich auf und bewillkommte ihn mit einem so seelenvollen Gruß und Händedrucke, daß ihm sogleich aller Muth verging, des Geschäftes, um dessentwillen er gekommen war, auch nur zu erwähnen. Aber Pacheco fing selbst davon an.

Schon zweimal, sagte er, habe ich die Summe zur Tilgung meiner Schuld bei Eurem Vater beinahe zusammen gehabt. Aber ein Unstern verfolgt mich. Das erste Mal betrog mich ein Kaufmann, der mir das Geld abschwatzte, und den andern Tag zu zahlen aufhörte. Ich sparte darauf um so ängstlicher, und darbte mir Alles ab, was möglich war. Als ich wieder gesammelt hatte, zündete ein Blitzstrahl mein Haus an, und alle meine Gebäude brannten nieder bis auf den Grund. Ich mußte das Gesammelte zum Bauen verwenden, und noch mehr dazu, was ich borgte.

Jetzt, wo ich kaum angefangen habe mich wieder zu erholen, habe ich durch die falschen Aussagen bestochener Zeugen einen Rechtsstreit verloren, der mich vollends um Alles bringt. Aber — fuhr er nach einer Pause fort — seyd unbesorgt. Niemand soll um das Seinige kommen. Ich habe mein Gut verkauft, da ich es nicht mehr behaupten kann; die Kaufsumme reicht gerade hin, alle meine Gläubiger zu befriedigen. Ich werde dann ein Plätzchen suchen, wo ich mein greises Haupt zur Ruhe legen kann in dem weiten Schooße der Erde, und meine Tochter, mein einziges, theures Kind — hier traten ihm Thränen ins Auge — geht morgen ins Kloster.

Das fiel Ferdinanden gewaltig aufs Herz. Er glaubte nun die Stimme in der einsamen Laube zu verstehen. Verzaget nicht, ehrwürdiger unglücklicher Greis! sprach er tief gerührt. Vielleicht — —

ist Euch noch zu helfen! wollte er sagen; denn das war sein einziger Gedanke. Aber

eben trat die Klosterbraut ins Zimmer, und das Wort erstarb ihm im Munde.

Meine Tochter Isabelle! sprach Pachecs.

Ferdinand machte eine stumme Verbeugung.

Ist dir wohl, mein Kind?

Isabelle antwortete nicht. Auch sie stand, wie in Gedanken verloren, und schlug das verweinte Auge zur Erde, wie verblendet von einer glänzenden Erscheinung.

Die blühende Schönheit ihrer hohen Gestalt, des Reizes Zaubermächte, die sie umflossen, erhöhet durch den Ausdruck des Leidens, der auf ihrem Antlitz ruhete, ergriffen Ferdinands Gemüth mit unwiderstehlicher Gewalt. Die oder keine! das stand urplötzlich in Flammenschrift vor seiner Seele.

Auch Isabellen erschien in diesem Augenblicke das Klostergelübde noch schrecklicher, als zuvor. Mit tiefer Wehmuth hatte ihr verlangendes Herz den Freuden der Welt entsagt.

Jetzt fühlte es bei diesem Gedanken noch einen neuen, ganz ungewohnten Schmerz.

Ferdinands Entschluß war bald gefaßt; oder vielmehr, er handelte, ohne sich eines Entschlusses bewußt zu seyn. Ueberlegung, besonders der Gedanke an den Willen seines Vaters, würde ihn vielleicht zurück gehalten haben. Noch denselben Tag errang sein ritterlich Gemüth den Sieg über Isabellens ängstliches Gewissen, welches das dem Kloster gegebne Wort gehalten wissen wollte. Gegen ihre Neigung war kein Kampf nöthig. Die würde jeden Ausweg ergriffen haben, dem Kloster zu entgehen, und Ferdinands Gestalt und Feuerauge hatten gleich starken Eindruck auf sie gemacht. Schon den Abend dieses Tages, des Vaters Einwilligung hatte keine Schwierigkeit, feierten sie als unaussprechlich glückliche Verlobte.

Aber der Prior des Klosters, dem Isabelle zugesagt war, als er des andern Tages statt der Himmelsbraut den Absagebrief empfing, drohete ihrer Ehe mit dem Zorne des

Himmels. Da sie indessen noch nicht eingekleidet war; so konnte er weiter Nichts machen, und Isabelle war in dem ersten Taumel ihres Glückes; sie achtete der Worte nicht; Ferdinand noch weniger.

Nach zwei wonnevollen Tagen kehrte Ferdinand nach Hause zurück, um seines Vaters Einwilligung zu erbitten, und die heiß geliebte Braut so bald als möglich heim zu holen. Der Vater vernahm die Kunde, die seinen so lange genährten Lieblingswunsch mit einem Male vernichtete, mit großem Unwillen zwar, und es kostete viel Mühe, ihn zu besänftigen. Doch ließ er sich endlich bewegen, seine Einwilligung zu geben. Denn es schien ihm zuletzt doch Pflicht zu seyn, einen vorgefaßten Plan dem Glücke seines einzigen Kindes zum Opfer zu bringen.

Margarethe aber fiel bei der Nachricht in eine hitzige Krankheit, und ihr Vater gerieth so außer sich, daß er in der Hitze des Zorns ein Schreiben an Ferdinand erließ, worinnen

ihn einen Mörder schalt, und ihn und sein künftiges Weib verfluchte.

In dem ersten Augenblicke war das Ferdinand sehr schmerzlich. Eine solche Wirkung seines Entschlusses hatte er nicht erwartet. Doch erlosch der Eindruck bald wieder, wenigstens achtete er für jetzt nicht weiter darauf. Als aber nach wenigen Wochen, wo er im Begriffe war, seine Vermählung zu vollziehen, sein Vater, den er kindlich liebte und verehrte, plötzlich krank wurde und starb, fiel ihm der Gedanke wie eine Zentnerlast aufs Herz: daß der schreckliche Fluch, und die Drohung des Mönchs bereits anfange in Erfüllung zu gehen. Die ganze Zeit bis zu seiner Vermählung, die er nun so unvermuthet noch aufschieben mußte, quälte er sich mit diesem Gedanken; und eines Tages beging er die Unvorsichtigkeit, seiner Braut, die von der ganzen Sache Nichts wußte, den Grund seines Kummers zu offenbaren, und ihr den ganzen Zusammenhang zu enthüllen. Freilich konnte er es nicht

gut vermeiden. Sie sahe seine Verstimmung, die er nicht beherrschen konnte, und drang in ihn. Freundliches Zureden, sie zu beruhigen, wollte nichts helfen, und ihgen mochte er nicht. So mußte er die Wahrheit gestehen.

Isabelle zog es sich zu Gemüthe, daß sie, wenn auch unschuldig und unwissend, Veranlassung gegeben hätte, Margarethen unglücklich zu machen, und ob sie gleich von den Fügungen des Schicksals hellere Begriffe hatte, als Ferdinand; so konnte sie doch auch nicht ganz der Vorstellung sich erwehren, daß der Sohling, der den Geliebten so ganz wider alle Erwartung getroffen, wol darauf deuten könnte, den unseligen Fluch an ihnen in Erfüllung zu bringen. Zum Glücke war dies nahe vor der Hochzeit. Die Freuden der Flitterwochen ließen sie nicht zur Besinnung kommen. Auch Ferdinand vergaß seinen Kummer. Dann zogen sie in die Stadt. Es trieb Isabellen dahin; in dem Gedränge der Stadt schien sie sich von dem Grauen der klösterlichen Stille

zu sie verdammt gewesen war, noch weiter entfernt zu seyn. Neue Zerstreuungen aller Art warteten ihrer in der Stadt, und die zärtlichste Liebe, die mit jedem Tage inniger wurde, versüßte ihnen das Leben. So wurde ihr Gemüth gänzlich wieder aufgeheitert, wozu die ausgesuchtesten geselligen Freuden, in denen sie schwelgten, auch das Ihrige beitrugen, und es verging ein glückliches Jahr. In der Folge aber, als die Erfüllung ihres heißesten Wunsches ausblieb, erwachte die schreckliche Erinnerung an den sie verfolgenden Fluch und an die Drohungen des Mönchs mit neuer Gewalt in ihrer Seele, und brachte sie endlich, da alle Hoffnung verschwunden schien, in den unglücklichen Gemüthszustand, worin sie, wie wir vorher erzählt haben, jetzt versunken waren.

Es war um diese Zeit, im Jahre 1535, als Kaiser Karl der Fünfte seinen ersten Kriegszug nach Africa unternahm, der seinem Namen, und seinem Waffenruhme besonders, einen so großen neuen Glanz gab.

In Algier regierte damals, obwohl dem Namen nach unter türkischer Oberherrschaft, in der That aber vollkommen unabhängig, der Dey Heyradin Barbarossa. Dieser war, eben so gewandt und verschlagen, als unternehmend und kühn, ein gefürchteter Krieger, und einer der gefährlichsten Seeräuber, welche die Barbarei aus Afrika ausgesandt hat. Er beunruhigte alle Küsten von Spanien, Frankreich und Italien, vernichtete so manche Hoffnung, die der Ladung des rückkehrenden Schiffes harrte, und vergeblich hinaus blickte in die treulose See, die das Schiff nicht wieder brachte, und, was noch schlimmer war, er schleppte viele Tausende in das Joch der schmählichsten Knechtschaft, wo sie bei Hunger und Durst unter der Last unerträglicher Arbeiten ihr elendes Leben verseufzten, und noch dazu, wenn sie ihren Glauben nicht verläugnen wollten, oft den empörendsten Mißhandlungen ausgesetzt waren, auch wol mit dem Leben bezahlen mußten. Denn Barbarossa war von

hartem, grausamen Gemüth, und hielt dies Verfahren gegen die Christen für ein Opfer, was er seinem Glauben brachte. Alle seine Raubschiffe, wenn er auch nicht dabei war, fochten mit dem Muthe der Verzweiflung. Denn, die sich schlagen ließen, plünderte er selbst, und ließ die Anführer als Feige oder Verräther hinrichten, und die Mannschaft in Sklavenketten schmieden.

Eine geringe Veranlassung, die den Vorwand gab, eigentlich aber seine Raub- und Kriegslust hatten ihn aufgereizt, den Dey von Tunis, Muley Hascen mit Krieg zu überziehen. Dieser, viel friedlicher gesinnt, weit weniger geübt in den Künsten des Krieges, unvorbereitet noch dazu auf einen solchen Kampf, hatte dem Angriffe nicht lange widerstehen können, sondern nach einer, zwar tapfern, aber kurzen Gegenwehr erliegen müssen. Barbarossa hatte ihn aus seinen Staaten vertrieben, und diese der türkischen Oberherrschaft unterworfen.

Muley Hascen wandte sich an Kaiser Karl, bat um Hülfe, und gelobte, wenn er ihn in sein Reich wieder einsetzen würde, daß er dasselbe von ihm zur Lehn tragen, ihm willig den Lehnseid schwören, und zu größerer Sicherheit in seine wichtigste Festung, Goletta, kaiserliche Besatzung aufnehmen wolle.

Kaiser Karl fand den Antrag annehmlich. Ehrgeizig, wie er war, fühlte er sich durch die Hoffnung gereizt, die ihn auch nicht betrog, daß das Unternehmen seinem Ruhme die Krone aufsetzen werde. Denn es war dabei mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, also auch eine außerordentliche Macht und Klugheit vonnöthen. Ueberdem war es ihm wichtig, Algier zu demüthigen und die Küsten von Spanien und Italien von dessen Seeräubern zu befreien. Noch wichtiger, den Türken, als den Erbfeinden der Gläubigen, dadurch Abbruch zu thun, daß er den Staat von Tunis, vielleicht auch Algier selbst, ihrer Oberherrschaft wieder entrisse.

Mit unglaublicher Thätigkeit ließ er eine sehr bedeutende Flotte, sie zählte mehr als vierhundert Schiffe, ausrüsten, die sich in dem Hafen von Cagliari in Sardinien sammelte. Ein Heer von dreißig tausend Mann wurde aus den besten deutschen, italischen und spanischen Truppen zusammen gezogen, um nach Africa hinüber zu segeln, und das große Unternehmen auszuführen. Mit kaiserlicher Freigebigkeit, wurde es ausgerüstet, und mit Allem reichlich versehen, was zu einem solchen Vorhaben nöthig seyn konnte. Der Anführer, der ihm vorgesetzt wurde, war der Marquis del Guasto, und Doria befehligte die Flotte. Ritter und Edle drängten sich, an diesem Kriegszuge Theil zu nehmen; Ehrbegierde trieb sie dazu, und der Glaube, daß es verdienstlich sey, die Ungläubigen zu bekämpfen. Freiwillig eilten sie zu den Fahnen und boten ihre Dienste an.

Auch Ferdinand hatte kaum die Kunde von dieser Ausrüstung vernommen, als er eilte

um seine Anstellung bei dem Heere zu bitten. Ihn aber trieben ganz andre Bewegungsgründe; wie denn oft die nämliche Erscheinung aus sehr verschiednen Ursachen entsteht. Er hoffte Ruhe zu finden in der Unruhe des Krieges. Das wilde Gewühl, dachte er, sollte ihn zerstreuen, und sein gebeugtes Gemüth aufrichten, so weit wenigstens, daß ihm die Bürde des Lebens wieder etwas erträglicher würde.

Der Kaiser nahm es mit besonderm Wohlgefallen auf, daß man sich drängte, an diesem Kriegszuge Theil zu nehmen, und ließ auch Ferdinanden, auf seine Anmeldung, seiner Gnade versichern. Im Julius, kurz zuvor, ehe die Flotte mit den Landungstruppen aus dem Hafen auslief, kam Ferdinand in Cagliari an, und ging sogleich mit zu Schiffe.

Der Erfolg der Unternehmung, die Schnelligkeit wenigstens, womit er erkämpft wurde, übertraf des Kaisers Erwartung. Die Festung Goletta wurde mit Sturm genommen, so gut sie auch vertheidigt wurde; sie hatte ei-

ne, verhältnißmäßig sehr starke Besatzung, worunter sechs tausend Türken sich befanden, muthvolle, tapfere, kriegsgeübte Leute. Im Felde wurde Hayradin Barbarossa gänzlich aufs Haupt geschlagen, und sein Heer vernichtet; die Trümmer davon wurden in alle vier Winde zerstreut. Er selbst entging der Gefangenschaft mit Mühe. Sein persönlicher Muth trieb ihn immer in die vordersten Reihen; zumal da sein Heer anfing zu weichen, und in Unordnung zu kommen, wo er alles Mögliche aufbot, was Kühnheit und Umsicht und Gegenwart des Geistes vermochten, die schimpfliche Flucht abzuwenden, und durch sein Beispiel vorzuleuchten. Mehrmals war er schon umringt von Feinden, und mußte sich durchhauen. Aber die Riesenkraft des Armes, womit er den Säbel schwang, die Unerschrockenheit, womit er aller Umstände wahrnahm, und sein vortreffliches Pferd halfen ihm durch; er entrann glücklich. In Tunis wurden viele tausend Christen aus der Sklaverei befreit.

worin sie dort geseufzt hatten. Der Kaiser nahm sich ihrer besonders an, und ließ sie mit Allem großmüthig versorgen, was zur Rückreise in ihr Vaterland nöthig war, wo sie denn nicht wenig dazu beitrugen, seinen Ruhm zu verbreiten.

So wurde Muley Hascen in sein Reich wieder eingesetzt, leistete dem Kaiser, seinem Versprechen gemäß, und weil er dadurch auch für die Zukunft Schutz und Sicherheit zu gewinnen hoffte, den Lehnseid, und überließ ihm die Festung Goletta, welche den Hafen von Tunis beherrscht. Dies war für den Kaiser in doppelter Hinsicht wichtig. Denn theils behielt er dadurch Tunis in seiner Gewalt, theils erwarb er einen sichern Zufluchtsort, wo die Schiffe seiner Unterthanen vor den Seeräubern sich bergen konnten.

Die Stadt Tunis war freilich zu Grunde gerichtet. Ehe der Kaiser dazu kam und es hindern konnte, hatten die wütenden Soldaten alle Häuser geplündert, und alles Lebende

ohne Unterschied nieder gemacht, mehr vielleicht als fünf und zwanzig tausend Menschen. Mit großem Unwillen bedauerte Karl, daß so viel, auch unschuldiges Blut den Ruhm dieses Tages befleckte.

Wer sich selbst froh und glücklich fühlt, der ist auch zur Güte und zum Mitleiden geneigt. Menschenfeindlich und unbarmherzig macht das Unglück. Bei dem Gemetzel in Tunis war Niemand thätiger, die unglücklichen Einwohner ihrem Schicksal zu opfern, als Ferdinand. Die Qual in der eignen Brust machte ihn taub gegen das Heulen und Wehklagen, das rings um ihn her ertönte; ja, der Anblick des endlosen Jammers außer ihm schien ihm sogar das Gefühl des eignen Elends zu erleichtern.

In wildem Getümmel bog er eben um eine Ecke aus einer Straße in die andre. Da stürzte ihm ein junger Mensch entgegen, ein Tunieser, wie die Kleidung zeigte, der, von Spaniern verfolgt, sich zu retten suchte

Schon zuckte Ferdinand das Schwert, ihn zu durchbohren. Da stürzte der junge Mensch vor ihm nieder, und flehete um Gnade. Er sprach gebrochen spanisch.

Sein Gesicht war so ausdrucksvoll, seine ganze Seele lag darin, und der Blick seines Auges so durchdringend, daß Ferdinand sich plötzlich ergriffen fühlte, und zum ersten Mal ein Schauder vor dem Mordeu ihn anwandelte. Unwillkürlich, ließ er sein Schwert sinken und nahm den Unglücklichen auch gegen seine Verfolger in Schutz. Dann behielt er Ihn bei sich, bis die Blutarbeit des Tages, wovon er nun weiter keinen Theil mehr nahm, vorüber war; und sie war bald nachher vorüber. Denn der Kaiser erschien, und machte dem Gräuel der Verwüstung ein Ende.

Jetzt konnte Ferdinand seinen Schützling sicher entlassen. Dieser aber weigerte sich: Ich habe Euch mein Leben zu danken, sprach er zu Ferdinand; Euren Dienst will ich es widmen. Nehmt mich mit. Ich bin zwar ein

zu nicht geboren; aber ich will Euer Sklave seyn.

Ferdinand schämte sich vor sich selber. Denn er fühlte sehr wohl, wie wenig er die Rettung des jungen Mannes sich zum Verdienst anrechnen konnte. Auch mochte er, seiner Religionsbegriffe wegen, mit einem Ungläubigen weiter Nichts zu schaffen haben. Besonders aber war der durchbohrende Blick seines Auges, und ein gewisses Etwas in seinen Gesichtszügen ihm zuwider. Er lehnte also das Anerbieten ab und hieß ihn zu Hause gehen.

Nimmermehr! sprach Huslem; so hieß der junge Mann. Was soll ich auch zu Hause? Mein Vater, meine Mutter, meine Geschwister sind nicht mehr. Euer Schwert hat sie vertilgt. Die Wohnung meines Vaters, und alle seine Waarenlager, er war ein reicher Kaufmann, sind auch nicht mehr. Eure Flammen haben sie verzehrt. Was also soll ich hier? Hier ist Niemand, der mich aufnimmt; wohin ich blicke, sehe ich Nichts, als die

schrecklichen Trümmer, die mich an mein namenloses Unglück erinnern. An Euch hat mich das Schicksal gewiesen. Ich lasse Euch nicht. Ihr müßt mich mitnehmen.

Bei diesen Worten fiel Huslem auf die Knie, und bat so inständig und dringend, daß Ferdinand endlich nachgab, und halb unwillig ihn mitzunehmen versprach. Huslem bezeigte darüber die lebhafteste Freude; zumal da er vernahm, daß Ferdinand die Sklaverei verabscheute, und ihn unter seine gewöhnliche Dienerschaft aufnehmen und eben so wie diese behandeln wollte.

Das spornte ihn doppelt an, sich dankbar zu bezeigen. Schon in der kurzen Zeit, wo das kaiserliche Heer noch in Africa blieb, hatte er sich bei Ferdinand eingeschmeichelt. Seine Dienstfertigkeit, seine zuvorkommende Gefälligkeit, seine überaus große und umsichtige Aufmerksamkeit auf alle Bedürfnisse seines Herrn, machten ihn bald beliebt, in kurzen unentbehrlich; in einem Lande zumal, wo die

ringsumher verbreitete Verwüstung das Leben beschwerlich machte, und Ferdinands Unbekanntschaft mit Allem noch besonders tausend Verlegenheiten nach sich zog. Ferdinand war jetzt froh, seinen Huslem gefunden zu haben; der widrige Eindruck, den dieser anfänglich auf ihn gemacht hatte, erloschen allmählich, er faßte Zuneigung zu ihm, Vertrauen sogar, und gab ihm Beweise davon. Eins nur fiel ihm auf, und machte ihn zuweilen wieder bedenklich. Wenn Huslem um ihn war, so zeigte er sich beständig heiter, gesprächig, aufgeweckt, und es schien ihm dies so natürlich zu seyn, daß man es unmöglich für Verstellung oder für erzwungen halten konnte. Wenn ihn aber Ferdinand zuweilen überraschte, wenn er einsam im Zelte saß; so fuhr er erschrocken auf; man sahe es ihm an, daß er in schwere, finstre Gedanken vertieft gewesen war, und daß er sich Gewalt anthat, den Schein der gewohnten Laune wieder anzunehmen. Einmal sogar glaubte Ferdinand, bemerkt zu haben, daß er

im Aufspringen schnell Etwas unter seine Kleider verbarg, was er vor sich auf dem Tische liegen gehabt hatte. Doch, da er nicht gewiß wußte, ob er recht gesehen habe, und auch nicht besonders neugierig darnach war, weil er sich nicht viel dabei dachte; so mochte er ihn nicht in Verlegenheit setzen, und fragte nicht. Seit der Zeit ließ sich Huslem nicht wieder allein finden, obgleich Ferdinand doch nun darauf ausging, ihn näher zu beobachten.

Das Heer erhielt Befehl, sich einzuschiffen, um in die Heimath zurück zu kehren. Das Wetter war günstig, die Ueberfahrt glücklich und kurz. Ferdinand eilte, seine Isabelle wieder zu sehen. Er betrat sein Haus; aber mit ihm zog auch der schwarze Kummer wieder ein, den er hinaus zu tragen gehofft hatte in die Fluten des Meeres und in das Getümmel des Krieges. Nichts war davon zurück geblieben. Nur den ersten Tag vermochten die Freuden des Wiedersehens und Huslems Schwänke ihn aufzuheitern, und Morgal

fruchtbarkeit seiner Leiden zu bewirken. Aber schon den andern Tag sank er in den alten Zustand zurück.

Huslem drängte sich nach und nach immer mehr in seine Gunst, und erwarb sich endlich sein ganzes Vertrauen. Bei Isabellen wollte dies nicht gelingen; er versuchte vergebens alle seine Künste. Sie hatte vom ersten Augenblick an einen Widerwillen gegen ihn gefaßt, der durch Gewohnheit nicht gemildert wurde, sondern täglich zunahm, und endlich in völligen Abscheu überging. Sie warnte ihren Gemahl aufs ernstlichste. Dieser aber ließ sich nicht irre machen. Er hielt Isabellens Eifer für eine weibliche Grille, die er indessen gern entschuldigte, da ja Huslems erster Eindruck ihm selbst zuwider gewesen war, und er einräumen mußte, daß das weibliche Gemüth solcher Empfindungen nicht so leicht Meister werden könne, als der stärkere männliche Geist.

Eines Tages, bei einem der einsamen Spaziergänge, die er in den abgelegensten

Umgebungen von Barcelona zu machen pflegte, wenn es ihm gar zu enge ward im Hause, und die Angst und der Kummer gar zu schwer auf ihm lasteten, nahm er Huslem mit, ihn zu begleiten.

Sie geriethen bald in ein lebhaftes Gespräch. Huslem wußte den Faden geschickt anzuknüpfen und fort zu spinnen. Unvermerkt kam er auf die Ursache des finstern Unmuths, der seinen Herrn niederdrückte. Er hatte schon längst Etwas davon geahndet.

Ferdinand, so verschlossen er in dieser Hinsicht auch war, wurde endlich zutraulich, und entdeckte ihm den wahren Grund seiner Leiden ohne allen Rückhalt.

Da könnte ich helfen.

Du?

Ich! Zweifelt nicht, mein Gebieter. Aber freilich müßt Ihr ernstlich wollen.

O daß es der ernste Wille vermöchte! Kein Wunsch ist jemals heißer gewesen.

Wer weiß auch! Es gilt einen Entschluß! Ihr müßt Vorurtheile besiegen, über die Schwäche gemeiner Seelen Euch erheben! Ihr müßt — —

Hier stockte er.

Nun?

Alljährlich, hob er nach einer guten Weile wieder an, wo er in Verlegenheit zu seyn schien, wie er seinen Vortrag wenden sollte, kam zu meinem Vater ein Araber, der die Erzeugnisse des glücklichen Arabiens ihm zuführte, und schwere Beutel voll Gold dafür mit nahm. Silberweiße Locken flossen herab auf seine Schulter; Weisheit ruhte auf seiner Stirn. Der fand Wohlgefallen an mir, und unterrichtete mich die Tage, wo er bei uns weilte, es waren oft mehrere Wochen, in des Morgenlandes Wissenschaften und Künsten. Von ihm habe ich gelernt, wie der Mensch die Geister der Unterwelt sich dienstbar machen, und sie zwingen kann, daß sie ihm seine heißesten Wünsche erfüllen müssen.

Gaukelei! Könntest du Geister dir dienstbar machen, so hättest du in Tunis nicht vor mir auf den Knien gelegen und um dein Leben gebeten. Es wäre dir ein Leichtes gewesen, dich zu retten.

Mit nichten. Die Geister erweisen keinem den nämlichen Dienst zwei Mal, und ich hatte sie leider schon früher in einem gleichen Falle zu Hülfe gerufen. — Wenn Ihr also wollt; ich will Euch unterrichten.

Ferdinand wieß ihn zurück. Er mochte mit den arabischen Zauberkünsten Nichts zu thun haben. Denn er entsetzte sich vor dem Gedanken, mit dem Bösen in Berührung zu kommen, und sich ihm verbindlich zu machen. Der höllische Schwefelpfuhl stand ihm vor der Seele, auch der Scheiterhaufen der furchtbaren Inquisition, welche, wie er wohl wußte, alle Zauberei sogleich witterte und mit Feuer von der Erde vertilgte. Mit der war nicht zu spaßen.

Indessen ging ihm doch die Sache im Kopfe herum. Der Gedanke, seine längst schon aufgegebne Hoffnung doch noch erfüllt zu sehen, war gar zu süß. Die geheime Ueberredungskunst der Leidenschaft wirkte. Er wurde immer unruhiger. Nach einigen Tagen lenkte er das Gespräch unvermerkt wieder auf diesen Gegenstand, und erkundigte sich, wie beiläufig, als wäre es bloße Neugierde, nach der Art und Weise, wie man die Geister sich dienstbar mache. Und da er erfuhr, daß er kein förmliches Bündniß mit dem Bösen zu schließen, sondern bloß gewisse geheimnißvolle Züge und Worte zu gebrauchen, auch keine Anstalten dabei nöthig habe, die im mindesten Aufsehen erregen könnten; so wurden seine Bedenklichkeiten schon geringer, und schwächer die Stimme seines Gewissens. Huslem, der dies merkte, ließ es an Zureden nicht fehlen. Doch kam Ferdinand zu keinem Entschlusse. Als aber noch einige Tage vergangen waren, rief er Huslem zu sich, und erklärte ihm seinen Vor-

sey, daß er den Versuch wagen wolle. Huslem unterrichtete ihn nun förmlich, wie er in der Mitternachtsstunde, wenn Isabelle schlafe, ihr Bette mit magischen Zügen umgeben, dann gewisse Zauberformeln leise murmeln, und von dem Geiste, der dann erscheinen, oder seine Gegenwart sonst ankündigen werde, die Erfüllung seines Begehrens fordern müsse. Dann werde diese Nacht unfehlbar die gewünschte Folge haben.

Ferdinand that, wie ihm befohlen war. Den andern Morgen aber war das Gewissen wieder wach geworden. Er schalt Huslem, daß er ihn verführt, und der ewigen Verdammniß preis gegeben habe. Schon diese Nacht habe er ein Vorgefühl davon gehabt. Denn bei allem Taumel der Sinne, der ihn gar nicht zur Besinnung kommen lassen, habe er nur zu deutlich empfunden, wie ein hölliſches Feuer durch alle seine Adern sich ergossen. Sein Gemüthszustand wurde nun noch schlimmer, wie zuvor.

Indessen blieb die verheißene Wirkung nicht aus. Zu rechter Zeit offenbarten sich die ersten Spuren davon. Als Isabelle dessen gewiß wurde, da ging das Licht des Lebens von neuen ihr auf. Ihr Gemüth erheiterte sich; es fühlte von keiner Schuld sich gedrückt. Die Welt erschien ihr wieder, wie sonst; sie ergriff die lang entbehrte Freude mit doppelter Lust. Ihre fast ausgelassene Fröhlichkeit wirkte auch auf Ferdinand; die finstern Wolken vor seiner Seele begannen zu weichen. Sie sann auf Mittel, diese Wirkung zu beschleunigen, und ihr reicher Geist und zartes Gefühl, besonders aber die Liebe, denn die ist am scharfsichtigsten, ließen sie leicht die rechten treffen. Auch die alten Bekannten, die gern zurück kehrten, zog sie wieder an; ihr Haus wurde, wie sonst, der Sammelplatz der geselligen Freude. So beräubte Ferdinand sein Inneres immer mehr und mehr, die gehofften Vaterfreuden traten ihm immer reizender vor die Augen, er glaubte

endlich selbst, wieder glücklich zu seyn. Es vergingen fröhliche Tage und Wochen.

Da nahete die Zeit, wo Isabelle ihre Entbindung erwartete. Mit Sehnsucht sahe sie dem Tage der Schmerzen entgegen, der ihr die bittere Vergangenheit versüßen sollte. Ach, sie wußte nicht, was sie ersehnte! In dichtem Schleier verhüllt ist die Zukunft. Blind stehen wir oftmals dicht vor dem Geschicke, was der nächste Augenblick bringt.

Nach unaussprechlichen Leiden, die Isabellens Kräfte im höchsten Grade erschöpften, hatte ein Knabe das Licht der Welt erblickt. Aber er trug an der Stirn ein großes, dunkelrothes Feuermahl, gestaltet wie die magischen Züge, die Ferdinand gebraucht hatte, das sein Antlitz gräßlich entstellte. Isabelle entsetzte sich bei dem Anblicke so heftig, daß ihre so schon aufgeriebnen Kräfte erlagen. Vom Schlage getroffen sank sie zurück auf ihr Lager und verschied.

Thränenlos und in stummer Verzweiflung stand Ferdinand da. Auf seine schuldbeladne Seele hatte das gräßliche Feuermahl noch ganz anders gewirkt, als auf Isabellen, die Nichts als den alten, sie verfolgenden Fluch darin erblickte. Denn er glaubte zugleich auch die Tücke des Höllengeistes darin zu sehen, den er angerufen hatte. Schon das traf ihn wie ein zerschmetternder Blitzstrahl. Und als er nun die geliebte Gattin, noch sein einziger Trost, erbleichen sah, und brechen ihr holdes Auge, da fühlte er sich einsam in der weiten Welt, von Gott und Menschen verlassen, nur mit der Hölle in Gemeinschaft. Er war dem Wahnsinne nahe.

Erst nach einigen Tagen hatte er wieder Worte, vernahm er erst wieder, was die Freundschaft ihm zuzureden sich beeiferte. Vielleicht würde dies auch Eindruck auf ihn gemacht haben. Aber Huslem vereitelte Alles wieder. Denn er war so — unvorsichtig entweder oder boshaft, gerade heraus zu sagen,

Ferdinand sey an seinem Unglücke selber Schuld. Der erhaltnen Anweisung gemäß hätte er von dem Geiste eine tadellose Gabe fordern müssen. Diese Bedingung müsse er nothwendig beizufügen versäumt haben, und er könne daher Niemand als sich selbst anklagen. Ferdinand erinnerte sich, daß er diese Bedingung allerdings vergessen hatte, und das war es, was ihn von neuen zur Verzweiflung brachte. Er hatte dadurch nun auch Isabellens Tod auf seinem Gewissen.

In der Folge kam noch Etwas hinzu, was er als eine neue Strafe betrachtete, und wodurch sein geängstetes Herz noch mehr gepeinigt wurde. Er sahe bald, daß das wilde Feuer, was die Zauberkünste jenes unglücklichen Nacht in ihm entzündet hatten, in den Knaben übergegangen war. Denn Philipp, so hatte er den Knaben genannt, wurde täglich unbändiger und widerspenstiger. Unglücklich genug, aller Liebe zu entbehren, denn die Mutter war nicht mehr und der Vater hatte kein

Herz für ihn, wurde auch er tückisch und menschenfeindlich. Kein Wunder, daß dieß bei seiner natürlichen Anlage zur Wildheit, gar bald in Bosheit und Hang zur Schadenfreude ausartete! Es kam so weit, daß sein ganzes Dichten und Trachten nur darauf gerichtet war, wie er Andern einen Possen spielen, und zerstören konnte, was Andern Freude machte. Lebende Wesen zu quälen, war seine Lust. Vorstellungen wirkten endlich gar nicht mehr auf ihn; am wenigsten von seinem Vater, gegen den er gerade am widersetzlichsten war. Nur an Hüslern schien er sich zu hängen. Der aber nutzte seinen Einfluß nicht zum Guten, sondern verdarb den Knaben noch mehr. Denn er ließ sich insgeheim von ihm gebrauchen, seine boshaften Streiche ausführen zu helfen; er verleitete ihn sogar dazu.

Ferdinand sahe endlich kein anderes Mittel mehr, als Gewalt und körperliche Züchtigung; und, so sehr ihm dies von Natur zuwider war, so hielt er es doch für Pflicht, Ge-

Umgebungen von Barcelona zu machen pflegte, wenn es ihm gar zu enge ward im Hause, und die Angst und der Kummer gar zu schwer auf ihm lasteten, nahm er Huslem mit, ihn zu begleiten.

Sie geriethen bald in ein lebhaftes Gespräch. Huslem wußte den Faden geschickt anzuknüpfen und fort zu spinnen. Unvermerkt kam er auf die Ursache des finstern Unmuths, der seinen Herrn niederdrückte. Er hatte schon längst Etwas davon geahndet.

Ferdinand, so verschlossen er in dieser Hinsicht auch war, wurde endlich zutraulich, und entdeckte ihm den wahren Grund seiner Leiden ohne allen Rückhalt.

Da könnte ich helfen.

Du?

Ich! Zweifelt nicht, mein Gebieter. Aber freilich müßt Ihr ernstlich wollen.

O daß es der ernste Wille vermöchte! Kein Wunsch ist jemals heißer gewesen.

Wer weiß auch! Es gilt einen Entschluß! Ihr müßt Vorurtheile besiegen, über die Schwäche gemeiner Seelen Euch erheben! Ihr müßt — —

Hier stockte er.

Nun?

Alljährlich, hob er nach einer guten Weile wieder an, wo er in Verlegenheit zu seyn schien, wie er seinen Vortrag wenden sollte, kam zu meinem Vater ein Araber, der die Erzeugnisse des glücklichen Arabiens ihm zuführte, und schwere Beutel voll Gold dafür mit nahm. Silberweiße Locken flossen herab auf seine Schulter; Weisheit ruhte auf seiner Stirn. Der fand Wohlgefallen an mir, und unterrichtete mich die Tage, wo er bei uns weilte, es waren oft mehrere Wochen, in des Morgenlandes Wissenschaften und Künsten. Von ihm habe ich gelernt, wie der Mensch die Geister der Unterwelt sich dienstbar machen, und sie zwingen kann, daß sie ihm seine heißesten Wünsche erfüllen müssen.

Gaukelei! Könntest du Geister dir dienstbar machen, so hättest du in Tunis nicht vor mir auf den Knien gelegen und um dein Leben gebeten. Es wäre dir ein Leichtes gewesen, dich zu retten.

Mit nichten. Die Geister erweisen keinem den nämlichen Dienst zwei Mal, und ich hatte sie leider schon früher in einem gleichen Falle zu Hülfe gerufen. — Wenn Ihr also wollt; ich will Euch unterrichten.

Ferdinand wieß ihn zurück. Er mochte mit den arabischen Zauberkünsten Nichts zu thun haben. Dann er entsetzte sich vor dem Gedanken, mit dem Bösen in Berührung zu kommen, und sich ihm verbindlich zu machen. Der höllische Schwefelpfuhl stand ihm vor der Seele, auch der Scheiterhaufen der furchtbaren Inquisition, welche, wie er wohl wußte, alle Zauberei sogleich witterte und mit Feuer von der Erde vertilgte. Mit der war nicht zu spaßen.

Indessen ging ihm doch die Sache im Kopfe herum. Der Gedanke, seine längst schon aufgegebne Hoffnung doch noch erfüllt zu sehen, war gar zu süß. Die geheime Ueberredungskunst der Leidenschaft wirkte. Er wurde immer unruhiger. Nach einigen Tagen lenkte er das Gespräch unvermerkt wieder auf diesen Gegenstand, und erkundigte sich, wie beiläufig, als wäre es bloße Neugierde, nach der Art und Weise, wie man die Geister sich dienstbar mache. Und da er erfuhr, daß er kein förmliches Bündniß mit dem Bösen zu schließen, sondern bloß gewisse geheimnißvolle Züge und Worte zu gebrauchen, auch keine Anstalten dabei nöthig habe, die im mindesten Aufsehen erregen könnten; so wurden seine Bedenklichkeiten schon geringer, und schwächer die Stimme seines Gewissens. Huslem, der dies merkte, ließ es an Zureden nicht fehlen. Doch kam Ferdinand zu keinem Entschlusse. Als aber noch einige Tage vergangen waren, rief er Huslem zu sich, und erklärte ihm seinen Vor-

sagt, daß er den Versuch wagen wolle. Huslem unterrichtete ihn nun förmlich, wie er in der Mitternachtsstunde, wenn Isabelle schlafe, ihr Bette mit magischen Zügen umgeben, dann gewisse Zauberformeln leise murmeln, und von dem Geiste, der dann erscheinen, oder seine Gegenwart sonst ankündigen werde, die Erfüllung seines Begehrens fordern müsse. Dann werde diese Nacht unfehlbar die gewünschte Folge haben.

Ferdinand that, wie ihm befohlen war. Den andern Morgen aber war das Gewissen wieder wach geworden. Er schalt Huslem, daß er ihn verführt, und der ewigen Verdammniß preis gegeben habe. Schon diese Nacht habe er ein Vorgefühl davon gehabt. Denn bei allem Taumel der Sinne, der ihn gar nicht zur Besinnung kommen lassen, habe er nur zu deutlich empfunden, wie ein hölliſches Feuer durch alle seine Adern sich ergossen. Sein Gemüthszustand wurde nun noch schlimmer, wie zuvor.

Indessen blieb die verheißene Wirkung nicht aus. Zu rechter Zeit offenbarten sich die ersten Spuren davon. Als Isabelle dessen gewiß wurde, da ging das Licht des Lebens von neuen ihr auf. Ihr Gemüth erheiterte sich; es fühlte von keiner Schuld sich gedrückt. Die Welt erschien ihr wieder, wie sonst; sie ergriff die lang entbehrte Freude mit doppelter Lust. Ihre fast ausgelassene Fröhlichkeit wirkte auch auf Ferdinand; die finstern Wolken vor seiner Seele begannen zu weichen. Sie sann auf Mittel, diese Wirkung zu beschleunigen, und ihr reicher Geist und zartes Gefühl, besonders aber die Liebe, denn die ist am scharfsichtigsten, ließen sie leicht die rechten treffen. Auch die alten Bekannten, die gern zurück kehrten, zog sie wieder an; ihr Haus wurde, wie sonst, der Sammelplatz der geselligen Freude. So beräubte Ferdinand sein Inneres immer mehr und mehr, die gehofften Vaterfreuden traten ihm immer reizender vor die Augen, er glaubte

endlich selbst, wieder glücklich zu seyn. Es vergingen fröhliche Tage und Wochen.

Da nahete die Zeit, wo Isabelle ihre Entbindung erwartete. Mit Sehnsucht sahe sie dem Tage der Schmerzen entgegen, der ihr die bittere Vergangenheit versüßen sollte. Ach, sie wußte nicht, was sie ersehnte! In dichtem Schleier verhüllt ist die Zukunft. Blind stehen wir oftmals dicht vor dem Geschicke, was der nächste Augenblick bringt.

Nach unaussprechlichen Leiden, die Isabellens Kräfte im höchsten Grade erschöpften, hatte ein Knabe das Licht der Welt erblickt. Aber er trug an der Stirn ein großes, dunkelrothes Feuermahl, gestaltet wie die magischen Züge, die Ferdinand gebraucht hatte, das sein Antlitz gräßlich entstellte. Isabelle entsetzte sich bei dem Anblicke so heftig, daß ihre so schon aufgeriebnen Kräfte erlagen. Vom Schlage getroffen sank sie zurück auf ihr Lager und verschied.

Thränenlos und in stummer Verzweiflung stand Ferdinand da. Auf seine schuldbeladne Seele hatte das gräßliche Feuermahl noch ganz anders gewirkt, als auf Isabellen, die Nichts als den alten, sie verfolgenden Fluch darin erblickte. Denn er glaubte zugleich auch die Tücke des Höllengeistes darin zu sehen, den er angerufen hatte. Schon das traf ihn wie ein zerschmetternder Blitzstrahl. Und als er nun die geliebte Gattin, noch sein einziger Trost, erbleichen sah, und brechen ihr holdes Auge, da fühlte er sich einsam in der weiten Welt, von Gott und Menschen verlassen, nur mit der Hölle in Gemeinschaft. Er war dem Wahnsinne nahe.

Erst nach einigen Tagen hatte er wieder Worte, vernahm er erst wieder, was die Freundschaft ihm zuzureden sich beeiferte. Vielleicht würde dies auch Eindruck auf ihn gemacht haben. Aber Huslem vereitelte Alles wieder. Denn er war so — unvorsichtig entweder oder boshaft, gerade heraus zu sagen,

Ferdinand sey an seinem Unglücke selber Schuld. Der erhaltnen Anweisung gemäß hätte er von dem Geiste eine tadellose Gabe fordern müssen. Diese Bedingung müsse er nothwendig beizufügen versäumt haben, und er könne daher Niemand als sich selbst anklagen. Ferdinand erinnerte sich, daß er diese Bedingung allerdings vergessen hatte, und das war es, was ihn von neuen zur Verzweiflung brachte. Er hatte dadurch nun auch Isabellens Tod auf seinem Gewissen.

In der Folge kam noch Etwas hinzu, was er als eine neue Strafe betrachtete, und wodurch sein geängstetes Herz noch mehr gepeinigt wurde. Er sahe bald, daß das wilde Feuer, was die Zauberkünste jenen unglücklichen Nacht in ihm entzündet hatten, in den Knaben übergegangen war. Denn Philipp, so hatte er den Knaben genannt, wurde täglich unbändiger und widersetzlicher. Unglücklich genug, aller Liebe zu entbehren, denn die Mutter war nicht mehr und der Vater hatte kein

Herz für ihn, wurde auch er liebelos und menschenfeindlich. Was Wunder, daß dieß, bei seiner natürlichen Anlage zur Wildheit, gar bald in Bosheit und Hang zur Schadenfreude ausartete! Es kam so weit, daß sein ganzes Dichten und Trachten nur darauf gerichtet war, wie er Andern einen Possen spielen, und zerstören konnte, was Andern Freude machte. Lebende Wesen zu quälen, war seine Lust. Vorstellungen wirkten endlich gar nicht mehr auf ihn; am wenigsten von seinem Vater, gegen den er gerade am widersetzlichsten war. Nur an Huslem schien er sich zu hängen. Der aber nutzte seinen Einfluß nicht zum Guten, sondern verdarb den Knaben noch mehr. Denn er ließ sich insgeheim von ihm gebrauchen, seine boshaften Streiche ausführen zu helfen; er verleitete ihn sogar dazu.

Ferdinand sahe endlich kein anderes Mittel mehr, als Gewalt und körperliche Züchtigung; und, so sehr ihm dieß von Natur zuwider war, so hielt er es doch für Pflicht, Be-

brauch davon zu machen. Aber auch da sollte ihn neuer Schlag ihn treffen!

Er drohete dem Knaben, das nächste Vergehen mit der Peitsche zu bestrafen. Dieser aber, als wenn er ihn herausfodern wollte, beging gleich auf der Stelle eine neue Bosheit. Das empörte den Vater, der sonst vielleicht zu schwach gewesen wäre, die Drohung auszuführen. Er ergriff den Buben und peitschte ihn aus. Dieser aber gerieth darüber so außer sich, daß er sich loswand von der väterlichen Hand, und fluchend, und blind vor Wut, zum Fenster hinaus sprang, es war im dritten Stock, und den Hals brach.

Starr vor Entsetzen stand Ferdinand da. Das war das zweite Leben, was er auf seinem Gewissen hatte. Sehet da, Euer Werk! schrie Huslem mit gräßlichem Lachen ihm in die Ohren, indem er den zerschmetterten Leichnam ihm vor die Füße legte, und ihn aufrüttelte, den Jammer zu schmecken.

Gewiß würde Ferdinand nicht stark genug gewesen seyn, alle diese Schläge des Schicksals noch länger zu ertragen, er hätte erliegen müssen, wenn nicht ein unvermutheter Vorfall dazu gekommen wäre, der ihm noch einmal einen Aufschwung gab.

Noch an dem nämlichen Tage erscholl in Barcelona die Nachricht, daß der Kaiser wieder einen Kriegszug nach Afrika beschlossen hatte. Er war gegen Algier gerichtet. Denn dieser Raubstaat hatte neue Kräfte gesammelt; seine Corsaren beunruhigten, wie sonst, die Küsten von Italien und Spanien, und störten den Handel auf dem ganzen mittelländischen Meere. Das Geschrei der Unterthanen um Schutz und Hülfe, das von allen Seiten erscholl, regte den Kaiser auf. Der Verdruß, daß die Wirkung seines vorigen Zuges gegen die afrikanischen Barbaren wieder verschwinden, und so auch der Ruhm davon wieder erlöschen sollte, trieb ihn noch mehr an. Endlich hoffte er auch, durch das Unternehmen ge-

gen Algier die Türken von Ungarn abzuleiten, das hart von ihnen bedrängt wurde, oder wenigstens ihre Macht daselbst zu schwächen. Denn Algier, welches unter ihrer Oberherrschaft stand, war ihnen wichtig; sie mußten ihm zu Hülfe eilen, und beträchtliche Kräfte dazu aufbieten. Diese Gründe bestimmten auch den Kaiser, die Unternehmung zu begünstigen. Erfahrne Seeleute riethen zwar, sie bis zum nächsten Frühjahre aufzuschieben. Aber er bestand auf seinem Vorsatze. Sie sollte und mußte noch dieses Jahr, es war schon im Spätherbst, ausgeführt werden. Alle Anstalten wurden daher aufs eifrigste betrieben; zum Theil auch wol übereilt.

Für Ferdinand war die Wachtlicht wie ein Lichtfunken in der Nacht der Verzweiflung. Noch denselben Abend verließ er sein Haus, das er nie wieder zu betreten entschlossen war, und eilte zu dem Sammelplatze der nächsten Heeresabtheilung, die zum Einschiffen bestimmt war, um dabei Dienste zu nehmen.

Hustem beauftragte er, das Begräbniß, und was sonst nöthig war, zu besorgen, und ihm dann sobald als möglich zu folgen.

Es dauerte auch nicht lange mehr, so kam Befehl zum Einschiffen. Gegen dreißig tausend Mann waren zum Ueberfahren bereit, darunter die Blüte des spanischen und italischen Adels. Ferdinand fing an freier zu athmen, als er das unglückvolle Land im Rücken hatte und die frische Seeluft ihn umwehete. Auch hatte es ihn geschmeichelt, denn für den Ehrgeiz war er doch noch empfänglich, daß der Kaiser sich seiner erinnert, und seine abermalige Theilnahme an dem africanischen Zuge mit besonderm Beifall aufgenommen hatte. Aber bald kamen Sorgen von andrer Art.

Die stürmischen Herbstwinde, welche die dortigen Gewässer zu beunruhigen pflegen, machten sich auf, wie die erfahrnen Seeleute vorher gesagt hatten; wie Berge thürmten sich die Wellen; die Fahrt wurde schwer und ge-

fähelich; die Schiffe kamen aus einander, und die Seeleute weissagten Nichts als Unglück.

Ferdinand war zwar von Natur keines-wegs furchtsam. Aber hier kam ihm doch ein Grauen an. Das machte theils die gänzliche Unbekanntschaft mit dieser Art von Gefahren, theils und vornämlich sein schuldbeladenes Gewissen. Wie ein Gespenst stand ihm der Gedanke vor Augen, daß er mit Gott noch nicht versöhnt hinab fahren sollte in das nasse Grab.

Nach langem und harten Kampfe mit den Stürmen kamen indessen die Schiffe nach und nach bei Algier an. Aber noch schwerer und gefährlicher, als die Ueberfahrt, war die Landung. Die ganze Kunst der geschicktesten Seeleute mußte aufgeboten werden, den Stürmen, die nicht nachließen, entgegen zu arbeiten, und nur mit der größten Gefahr und Mühseligkeit ging die Landung vor sich. Noch aber war das Kriegsheer nicht völlig ausgeschifft, die Mundvorräthe, die Zelte und die andern Kriegsbedürfnisse waren noch gar nicht ausgeladen, da

erhob sich ein völliger Orkan mit entsetzlicher Wut. Losgerissen von ihren Ankern wurden die Schiffe, hinaus geworfen in die tobenden Fluten und gegen einander geschleudert, daß sie krachend zerschmetterten. Mehr denn anderthalb hundert Schiffe gingen zu Grunde, gegen zehn tausend Menschen verschlang das wütende Meer, und, wo sich einer durch Schwimmen zu retten dachte, der wurde, wenn er das Ufer erreichte, von den umher streifenden Algierern nieder gehauen.

Im Schlamme bis an die Knöchel stand das gelandete Heer und schauete auf die Gräuel der Verwüstung. Kaum konnte man zu Lande sich aufrecht halten. Man mußte die Spieße in die Erde stoßen, und sich dagegen stemmen. So raſete der Orkan. Hätte der Dey von Algier die erste Verwirrung benutzt, oder benutzen können, er würde das ganze Heer aufgerieben haben. Aber freilich war auch er in Verwirrung. Die plötzliche Landung, in dieser Jahreszeit zumal, die dazu gar nicht geeig-

nal war, hatte ihn überrascht; er hatte keine hinlängliche Mannschaft beisammen. So blieb das Heer, Neckereien ausgenommen, die man zurück wies, die Nacht hindurch unangegriffen, nur mit den Elementen im Kampfe.

Sobald der Tag wieder grauete, wo die Wut des Sturmes etwas nachließ, dergleichen selbst der Admiral Doria, bei seiner vielfältigen Bekanntschaft mit der See und ihren Gefahren, noch nicht erlebt hatte, wandte der Kaiser Karl alles Erdenkliche an, was zur Rettung des Heeres zu thun möglich war. Seine Standhaftigkeit in dieser verzweifelten Lage, seine Gegenwart des Geistes und seine kaltblütige Besonnenheit waren um so mehr zu bewundern, da er eines Theils das Unglück noch nicht kannte, stäts hatte noch das Glück ihn begünstigt, und andern Theils sich gestehen mußte, daß er an diesem Schicksale selber schuld war. Mit der bittersten Reue fühlte er, daß er den erfahrnen Seeleuten, welche die Fahrt

im Spätherbste widerriethen, hätte Gehör geben sollen.

Der Admiral Doria bot seine ganze Kunst und Wissenschaft auf, die Trümmer der Flotte zu retten und wieder zusammen zu bringen. Der treue Eifer für den Dienst seines Kaisers, und für die Erhaltung seiner Landsleute, deren einzige Hoffnung hierauf beruhete, feuerte ihn an, und mehrere glückliche und unverhoffte Zufälle begünstigten ihn. Unerwartet schnell, ehe noch die Algierer einen ernstlichen Angriff wagten, sammelte er seine Schiffe, die alle andere Ladung über Bord werfen mußten, daß die noch übrige Mannschaft eingeschifft werden konnte. Dies wurde denn auch, unter stäten, drohenden Gefahren zwar, aber doch ohne weitern Verlust, vollbracht.

Schweigend und in sich gekehrt saßen die meisten der tapfern, sieggewohnten Krieger in den Räumen der Schiffe. Schwer drückte sie das Gefühl der Schande, daß sie so hatten abziehen müssen von der feindlichen Küste, und

daß sie nun das Gespött der Barbaren seyn würden, die lachend über sie triumphirten. Wenige nur freuten sich des gerettetten Lebens. Doch auch diese wurden bald still. Denn der Sturm machte sich wieder auf. Zwar wurde er nicht wieder so heftig; doch jagte er die Flotte auseinander: mehrere Schiffe wurden weit weg verschlagen, einige verunglückten noch und die übrigen kamten nur einzeln und nach und nach bis heimischen Ufer erreichen.

Am weitesten wurde das Fahrzeug verschlagen, worauf Ferdinand und Hussein sich befanden. Schon wußte der Steuermann nicht mehr, wo sie waren; obwohl hierauf zunächst weiter Nichts ankam. Denn an Lenkung des Fahrzeuges war doch nicht zu denken. Der Sturm war zu heftig; man mußte sich dem Schicksal überlassen. Die Wellen gingen immer höher und kürzer. Das Schiffsvolk betete und fluchte wild durch einander. Sie erwarteten in jedem Augenblicke, gegen einen Felsen geschleudert zu werden. Der eine verwünschte

sein Schicksal, der andre den Kaiser, der ihm dieses Schicksal bereitet habe. Da schien der Wind sich zu wenden; ein heftiger Stoß von der entgegen gesetzten Seite trieb das Schiff weg von der gefährlichen Stelle. Man schöpfte wieder Hoffnung, und Ferdinand war froh, wenigstens die Flüche und gotteslästerlichen Reden nicht weiter zu hören. Denn ihm selbst ging keine Hoffnung dadurch auf. Er hielt sich fest überzeugt, daß er zum Untergange bestimmt sey, und hatte sich darin schon ergeben. Stumm und in sich gekehrt saß er da.

Da erhob sich plötzlich ein entsetzliches Geschrei des Schiffsvolkes. Das Fahrzeug fing Wasser. Es war bei der Landung bei Algier beschädigt worden, und man hatte dies theils nicht bemerkt in dem wilden Getümmel, theils auch an Ausbesserungen nicht denken können. Alles mußte arbeiten, das Wasser fortzuschaffen. Aber vergeblich. Die äußersten Anstrengungen der Verzweiflung vermochten nicht, es zu tilgen, oder nur den Zuwachs zu hindern,

Es stieg immer höher. Schon schwanden die Kräfte, und mit ihnen der letzte Funken von Hoffnung.

Da trat Huslem zu Ferdinand. Wir gehen unter, sprach er ganz ruhig und heiter, das sehet Ihr wohl! Ich werde meine Geister zu Hülfe rufen. Aus Wassersnoth haben sie mich noch nicht gerettet; sie müssen helfen. Und Ihr? — Wollt Ihr muthwillig zu Grunde gehen? Habt Ihr so grosses Verlangen, den Fischen und den Ungeheuern des Meeres zur Speise zu dienen? Das wenn es noch gälte, auf dem Bette der Ehre zu sterben! Aber schimpflich ertrinken in salzigem Wasser, gewissenlos aufgeopfert durch fremde Unklugheit und Tollheit! Nimmermehr! Ein Mann, wer sich nicht rettet, wenn er kann!

Ferdinand schauderte zwar vor dem Gedanken, sich nöthigenfalls der Hölle verbindlich zu machen. Zwar war ihm das Leben schon tausend Mal zur Last gewesen. Aber jetzt, jetzt, in dem Augenblicke, wo der Tod — so wi-

driger Gestalt noch dazu — dicht vor ihn hin-trat! Jetzt! O die Liebe zum Leben behaup-tet ihr angebornes Recht. Sie flog in Fer-dinands Brust.

So eilet! es ist die höchste Zeit!

Wie aber hier? wie kann ich!

Da nehmt! Es ist ein Spiegel. So-bald Ihr die Decke abzieht, dann die bewußten Worte sprecht und hinein schauet; so wird der Befreier erscheinen.

Ferdinand nahm. Lachend wendete Hus-lem sich um. Thut's aber erst in der höchsten Noth! rief er ihm noch zu, und war ver-schwunden.

Die höchste Noth kam. Es stieg das Wasser immer höher und höher. Alles lag in dumpfer Verzweiflung. Jetzt mußte das Schiff sinken. Da riß Ferdinand die Decke von dem Spiegel. Entsetzen! Er erblickte seinen Sohn, seinen Philipp, wie er aus dem Fenster hinab stürzte. Gräßlich leuchtete das Feuermahl vor seiner Stirne, gräßlich verzerrt waren die Zü-

ge seines Gesichts. Ferdinand fuhr zurück, daß er rücklings überschlug, um — nie wieder zu erstehen. Denn in diesem Augenblicke ward das Schiff von dem Meere verschlungen.

Das
große Weinfaß zu Gröningen.

Unter den Bischöfen, welche Halberstadt gehabt hat, verdient unter andern Heinrich Julius von Braunschweig eine vorzüglich rühmliche Erwähnung. Bei günstigern Umständen und zu andern Zeiten hätte er eine Zierde des größten Thrones seyn können. Mit den dazu nöthigen Gaben des Geistes und Vorzügen des Herzens hatte die Natur ihn reichlich ausgestattet, und seine Anlagen hatten eine, nach damaliger Art, sehr ausgezeichnete Ausbildung erhalten. Sein Vater, Herzog Julius von Braunschweig, hatte ihn in ländlicher Stille erziehen lassen, und war so glücklich gewesen, besonders geschickte und eifrige Lehrer für ihn zu finden. Deshalb hatte er auch schon in seiner frühen Jugend ganz außerordentliche Kenntnisse und Fertigkeiten in Sprachen und Wissenschaften sich erworben. Schon

in seinem neunten Jahre nahm er thätigen Antheil an einer theologischen Disputation in Gandersheim, und im zwölften Jahre hielt er freie Reden in lateinischer Sprache. Die Rechtswissenschaft betrieb er mit so großem Eifer, daß er noch bei Lebzeiten seines Vaters das Amt eines Hofrichters übernehmen konnte. Auch die Gabe der Dichtkunst war ihm verliehen. Denn er schrieb Deutsche Lustspiele, die, wenn man seinem Leichenredner *) glauben darf, von bewundrungswürdiger Schönheit waren.

Nachdem er, schon als Kind zum Bischofe bestimmt, im Jahre 1578 vom Kaiser für volljährig erklärt, die Regierung angetreten hatte, suchte sein reger Geist Alles hervor, was ihm Beschäftigung geben konnte. Dazu gehörte das Bauen.

Das vorzüglichste Gebäude, was er aufführen ließ, war das Schloß zu Gröningen.

*) Steinmetz.

Schon der Cardinal Albert hatte daselbst ein Schloß erbauet. Aber Heinrich Julius fand dasselbe zu klein, zu unansehnlich, zu geschmacklos; es genügte nicht seinen Bedürfnissen, nicht seinem Sinne für Schönheit und Größe. Daher ließ er dasselbe erweitern, Flügel anbauen, und das Ganze, wem er die Gestalt gab, die es äußerlich noch jetzt hat, in aller Hinsicht verschönern *). Im Innern war Alles mit Schnitzwerken, Vergoldungen, Gemälden, kurz, wie es der damalige Geschmack mit sich brachte, mit Verzierungen aller Art überladen. Besonders die Kirche; welche indessen viele schätzbare Gemälde auf Kalk enthält, unter denen ein Nachtstück, die Gefangennehmung des Heilandes, besonders hervorsticht. Denkmale, die nicht allein in geschichtlicher Hinsicht, sondern auch darum merkwürdig sind, weil sie zu den schönsten Blüten deutscher Kunst aus damaliger Zeit gehören. Me-

*) Der Baumeister war Christoph Tendeler aus Torgau.

ge ein guter Geist sie bewahren und noch lange erhalten! — — wenn sie noch vorhanden sind! Denn, wenn wir gleich den jetzigen Besitzern des Schlosses, es ist Privateigenthum geworden, den besten Willen und vollkommne Kenntniß von dem Werthe dieser Kunstwerke zutrauen; so könnte doch wol die verhängnißvolle Zeit, die über uns hingegangen ist, sie angetastet haben. Diese hat ja so vieles Schöne und Herrliche zerstört. Die vortreffliche Orgel, welche sechzig Stimmen enthielt und dem Bischofe mehr als zehn tausend Thaler kostete, für damalige Zeit eine sehr große Summe, befindet sich jetzt in der Martinskirche zu Halberstadt.

Auf dem innern Schloßhofe ließ der Bischof ein Nebengebäude errichten, unter welchem der Keller für das riesenmäßige Weinfaß befindlich war, welches in der Folge schlechtweg das große Heidingsche Weinfaß genannt wurde. Und das mit Recht. Denn der Durchmesser seiner Länge beträgt dreißig

und der Durchmesser der Dicke etwas über achtzehn Werkschuhe. Die Reifen sind mit eisernen Schienen beschlagen, welche mit den 955 eisernen Schrauben, wodurch sie zusammen geschroben sind, beinahe 124 Centner wiegen. Das Faß selbst wiegt 636 Centner und fasset 28672 Stübchen, oder, nach damaliger Art zu rechnen, 141 Fuder und 16 Viertel Wein. Es befindet sich jetzt auf den Spiegelschen Bergen bei Halberstadt, welche von dem edlen Domdechant von Spiegel, der sie anbauete, ihren Namen haben. Der Baumeister war der nämliche, der auch das berühmte Heidelbergische Faß gebauet hat, Michael Werner aus Landau.

Eines Tages, als bereits würziger Wein vom Rheine in dem Fasse duftete, begab es sich, daß in dem Keller die Mauer an der einen Seite beschädigt wurde. Der Kellermeister ließ einen Maurer kommen, den Schaden auszubessern. Dies war ein junger Gesell, Namens Andreas Reuter, der zwar fleißig

arbeitete, und sehr geschickt war; übrigens aber lustig in den Tag hinein lebte, und bei Frauen und Mädchen viel galt, seiner Schönheit und frohlichen Laune wegen. Ohne den geringsten Argwohn ließ ihn der Kellermeister, der ihn sehr wohl kannte, fast den ganzen Tag allein im Keller, und kam nur zuweilen auf einige Augenblicke, nach der Arbeit zu sehen, und mit dem lustigen Gesellen zu kosen. Da mochte dieser, als er gegen Abend allein und von der Arbeit erhitzt war, die Lust an, ein Wenigen aus dem großen Fasse zu naschen und sich damit zu erquicken. Die paar Tropfen, meinte er, würden bei dem ungeheuern Vorrathe für Nichts zu achten. Aber der erste Versuch zog den zweiten nach sich, dieser den dritten, und dieser so viele, daß Reuter, des berauschenden Getränkes in der Kellerluft ungewohnt, endlich die Besinnung verlor, und in einen Todtenschlaf verfiel.

Den Kellermeister, der schon eine Stunde gewartet hatte, daß Reuter Feierabend mit

chen und ihm, wie er vermeinet, die Schlüssel abliefern sollte, konnte endlich das lange Ausbleiben nicht mehr begreifen. Er machte sich auf, um selbst zu sehen, was die Ursache wäre. Bei dem Anblicke des Entschlafenen konnte er leicht ermessen, was geschehen war. Um aber kein Aufsehen zu machen, denn es hätte ihm selbst zum Vorwurfe gereicht, daß er nicht, wie seine Pflicht war, bessere Aufsicht gehalten, mochte er keine Leute herbei rufen, den Trunkenen fort zu schaffen. Er ließ ihn liegen und verschloß den Keller. In aller Frühe des andern Morgens wollte er den Gefangnen befreien und mit Scheltworten tüchtig abstrafen.

Um Mitternacht erwachte Reuter aus seinem Taumel. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er sich in einem solchen Zustande befunden hatte. Um so weniger konnte er sich darin finden. Kaum vermochte er sich zu besinnen, was mit ihm geschehen, und wo er jetzt war. Er tappte umher in dem stockfinstern Keller, um den Ausgang zu suchen;

Aber die Thür war verschlossen. Er wollte klopfen. Doch überlegte er bald, daß seine Ehre verlangte, sich ruhig zu verhalten, und den Ausgang abzuwarten, um Niemand auf sich aufmerksam zu machen. Er setzte sich still auf einen Stein. Nachdenkend über seinen Zustand schämte er sich vor sich selber.

Nach einer kleinen Weile gewahrte er in der entgegen gesetzten Ecke des Kellers einen weißen Schein, der aus der Erde aufzusteigen schien. Indem er scharf darauf hinsahe, erblickte er ein kleines graues Männchen, kaum einen Schuh hoch, das langsam mit ernstem Schritte auf ihn zu kam. Obwohl eben nicht furchtsam, aber auch von dem Unglauben der neuern Zeit, welcher bei hellem Sonnenscheine die Möglichkeit der Geistererscheinungen standhaft läugnet, noch nicht angesteckt, fuhr er vor Schreck zusammen; es lief ihm eiskalt über den Rücken; gleichsam als ob er sich dadurch verbergen wollte, hielt er schnell die Hand vor die Augen.

Da trat das graue Männchen dicht vor ihn hin und sprach:

Fürchte dich nicht, Andreas! Ich bin dein Freund; denn ich habe Wohlgefallen gefunden an dir. Ich herrsche unter der Erde, und was hier dich gelüstet, das will ich dir gewähren.

So erlöse mich aus dem Keller!

Folge mir! — Und wenn dir wieder einmal die Lust ankömmt, an dem Fasse dich zu erlaben, so komm zur Mitternachtsstunde, und klopfe mit dem kleinen Finger der linken Hand sieben Mal auf den mittelsten Nagel am Schlosse der äußersten Thür. Gleich werde ich öffnen und dich einlassen.

Schüchtern folgte Reuter seinem Führer und blickte verstohlen nach ihm hin. Da fanden sie vor der Thür. Das graue Männchen berührte das Schloß. Augenblicklich sprang die Thür auf; aber leise und ohne alles Geräusch. Reuter war im Freien. Ohne sich umzusehen lief er davon, in einem Athem bis

zu Hause. Und faßte er den ernstlich gemeinten Vorsatz, vor dem großen Fasse, und noch mehr vor dem kleinen Gebieter der Unterwelt sich künftig zu hüten.

Des andern Morgens machte er bei Zeiten sich auf, die Schlüssel zu dem Keller zu holen, und seine Arbeit fort zu setzen. Unterwegs sann er hin und her, denn er war doch in Verlegenheit darüber, wie er sich wegen des gestrigen Vorfalles entschuldigen, und wie er besonders sein Entkommen aus dem Keller bemänteln wollte. Denn die Wahrheit durfte er in Betreff dieses letztern Umstandes nicht sagen, und daß der Kellermeister ihn absichtlich eingeschlossen gehabt, und also über seine Erscheinung sich wundern werde, konnte er leicht vermuthen. Ganz schüchtern war er in die Wohnung des Kellermeisters. Da vernahm er, daß derselbe noch schlafe, weil er erst nach Mitternacht von einem Trinkgelage zu Hause, und seiner unbewußt ins Bette gebracht sei. Halt! dachte er da, nun hast du gewonnen

Spiele. Er wußte jetzt aus Erfahrung, wie es nach solchen Zuständen mit dem Vernunftseyn des Vorhergegangenen bestellt sey. Darauf hauete sein leichter Sinn sogleich seinen Plan.

Als der Kellermeister endlich aufgestanden war, und Reuter zu ihm ging, die Schlüssel zu holen, fuhr jener gar heftig ihn an, schalt ihn einen lüderlichen Gesellen, dem man Nichts mehr anvertrauen könne, und drohete, von seinem Betragen dem Bischofe Anzeige zu machen.

Reuter stellte sich wie aus den Wolken gefallen. Wie? sprach er, wie sollte ich denn zu Hause gekommen seyn, wenn ich in einem solchen Zustande gewesen wäre, als Ihr mir Schuld geben wollt?

Zu Hause gekommen! Das ist es eben! Ich ließ mich Bleikümpen in Keller liegen, weil ich keinen Lärm machen wollte, und verschloß die Thüren. Wie bist du heraus gekommen?

Da seht Ihr ja, Herr Kellermeister! Ihr habt geträumt. Ich hatte weder Schlüssel noch andre Werkzeuge, ein Schloß zu öffnen. Und, wenn ich sie gehabt hätte, so wißt Ihr ja, diese Schlösser lassen sich von inwendig gar nicht öffnen.

Du hast Gewalt gebraucht! Dein großer Hammer!

Welch ein Lärm wäre geworden! Diese Riesenschlösser! Bedenkt doch! Hat der Wächter was gehört?

Der hat geschlafen.

So kommt und sehet!

Sie gingen. An den Schlössern und Thüren nicht die entfernteste Spur von verübter Gewalt.

Da wurde der Kellermeister irre. Eingeschlossen hätte er den trunknen Mauser; das glaubte er gewiß zu wissen. Daß aber derselbe, wenn dies geschehen wäre, sich aus diesem Gefängniß nicht habe frei machen können, wo-

nigstens nicht, ohne sich zu verrathen, das schien ihm eben so gewiß zu seyn.

Da sehet Ihr! sprach Reuter. Gewiß habt Ihr gestern Abend tüchtig gezecht, und das erhitzte Blut, oder der böse Feind hat Euch den Traum eingegeben, den Ihr Euch als Wahrheit einbildet, um Eure eignen Sünden von Euch abzuwälzen und sie einem Unschuldigen aufzuhalsen.

Dem Kellermeister schlug das Gewissen, und das macht alle Mal schüchtern. Er brummte noch Etwas in den Bart und ging. Doch sandte er einen Aufseher, der den ganzen Tag in dem Keller blieb und auf Reuter Acht hatte. Auch ging er selbst öfters ab und zu.

Reutern verdroß das nicht wenig. Er kam mehrmals auf den Einfall, er wolle um die nächste Mitternacht von dem Anerbieten des grauen Männchens Gebrauch machen, bloß um dem Kellermeister einen Possen zu spielen. Doch das hieß fremdes Eigenthum angreifen. Dagegen empörte sich sein natürliches Rechts-

gefühl. Noch mehr sein guter Sinn gegen die Gemeinschaft mit den unterirdischen Geistern, die, das begriff er wohl, keine guten seyn konnten, da sie ihm zum Bösen die Hände boten. Er schauderte bei dem Gedanken, mit den Mächten der Hölle ein Bündniß zu stiften. So verwarf er seinen Einfall, so oft dieser auch wiederkehrte.

Der Bau wurde vollendet, ohne daß weiter etwas vorfiel, und von Reuters Begebenheit dabei, wovon der Kellermeister die eine Hälfte, die ihm bekannt war, und Reuter auch die andre Hälfte, die nur er allein wußte, sorgfältig verschwieg, wurde für jetzt nichts bekannt. Auch kam Reuter von dem sündlichen Gedanken, von seiner Bekanntschaft im Keller Gebrauch zu machen, bald wieder ab, und schien ihn gänzlich vergessen zu haben, als kurz darauf ganz andre Wünsche sein Herz erfüllten.

Marie war die Tochter eines der angesehensten und reichsten Bürger in Grönningen, der mehrere Hufen des besten Feldes

Häuser, Gärten und Wiesen besaß, und wirft, selbst vornehme Herren unter seine Schuldner zählte; dabei aber doch mäßig und sparsam lebte, so daß er sein Vermögen noch immer vermehrte. Denn, ob er gleich Nichts weniger als geizig war, sondern zu rechter Zeit freigebig mit Verstand, und, voll echten frommen Sinnes, wohlthätig gegen die Armen und werkthätig zum gemeinen Besten, wodurch er sich auch allgemeine Liebe und Achtung erworben hatte; so war er doch eines Theils von Jugend auf an Arbeit und Mäßigkeit gewöhnt, und andern Theils machte es ihm Freude, für sein einziges Kind, seine Marie, auch im Irdischen bestens zu sorgen.

Viele Freier hatten sich schon um Mariens Hand beworben. Denn die reiche Aussteuer lockte. Eben so mächtig ihre Schönheit. Diese war in der ersten prangenden Blüte. Ein munterer Geist, Witz und Laune machten ihre Reize noch anziehender. Aber sie hatte die

Freier alle zurück gewiesen, und ihr Vater ließ ihr ihren Willen.

Da traf sie bei einem Tanze, den ein Brautpaar zu seiner Hochzeitfeier veranstaltet hatte, mit Reuter zusammen. Sie hatte von ihm schon viel gehört; denn die jungen Mädchen unter ihren Bekannten hatten oft von ihm gesprochen. Deshalb war sie auf ihn besonders aufmerksam. Der erste Blick, den sie auf den stattlichen jungen Mann warf, nahm sie für ihn ein, und jeder folgende, es folgten noch viele, warf einen neuen Funken in ihr entzündliches Herz. Sie wünschte Nichts mehr, als daß Reuter sie zu einem Tanze auffordern möchte, und drängte sich deshalb unvermerkt in seine Nähe. Aber Reuter war mit seiner Bekanntschaft beschäftigt, und achtete Mariens nicht, so viel Aufsehen sie unter den Uebrigen auch machte; denn er war mit ihr noch in Verbindung gewesen, und sein leichter [illegible] ihn eben nicht dazu kommen, über [illegible] Augenblick hinaus zu denken, nach

entfernten Dingen zu ſtreben, und den Genuß der Gegenwart ſich zu verkümmern.

Unmuthig endlich über die mißlungenen Verſuche, zog ſich Marie zurück, und lehnte alle Aufforderungen zum Tanze ab, womit ſie beſtürmt wurde. Keiner konnte begreifen, wie die Tanzluſtige dazu kommt, ſie, die eben erſt noch ſo munter geweſen, und ſo fröhlich durch die Reihen geflogen war. Sie ſchützte Kopfſchmerzen vor.

Unter dieſem Vorwande aber ſetzte ſie ſich ſtill in eine Ecke, und beobachtete den Gegenſtand ihrer Wünſche. Ihren Plan hatte ſie keinesweges aufgegeben. Die unvermuthete Schwierigkeit, die ſich ihr entgegen geſtellt, hatte ihr Verlangen nur noch feuriger gemacht. Sie ſann bloß auf neue Mittel, ihre Abſicht zur Ausführung zu bringen.

Da fiel ihr ein, daß ihr Vater einen Bau in ſeinem Wohnhauſe vorhatte. Ha! dachte ſie, da hab' ich's. Der Bau muß ſogleich angefangen und Reuter mit dazu gezogen werden.

Jetzt war sie wieder heiter; sie tänzte wie zuvor, ohne sich, dem Scheine nach, um Reuter im geringsten zu bekümmern. Nicht einmal, daß sie ihn ansahe, wenn er vor ihr vorbei hüpfte. Zwar hätte sie es gern gethan; aber sie fühlte, daß sie dann die Augen nicht aufschlagen konnte; und wenn er vollends im Tanze ihre Hand faßte, so wurde ihr warm ums Herz, und sie fühlte, daß eine schnelle Röthe über ihre Wangen sich ergoß.

Des andern Tages wußte sie es bei ihrem Vater so einzuleiten, daß ihr Zweck erreicht wurde, ohne daß Jemand Etwas davon ahnden konnte. Der Bau wurde begonnen und Reuter mußte dabei helfen.

Marie übernahm, die Werkleute zu bewirthen. Es macht mir Vergnügen, sagte sie ihrem Vater, und ein freundliches Wort kann oft zum Fleiß ermuntern.

Reichlich sorgte sie für Alle; für Reuter aber mit zärtlicher Sorgfalt. So was verfehlt seine Wirkung nicht leicht. Reuter wurde auf-

merksam. Ihm gefiel das schöne, reizende Mädchen, ihr holdseliges Wesen bezauberte ihn. Kaum einige Tage, so war er so verliebt, daß nun die Reihe, Pläne zu machen, an ihm war.

Damit wollte es indessen nicht recht fort. Denn so groß der leichte frohe Sinn auch war, den ihm die Natur geschenkt hatte, und der rings um ihn her ein rosiges Licht über die Welt goß, und ihm einen Glauben gab, der Berge versetzt; so wollte es ihm doch nicht recht bedünken, daß ein armer Maurergesell, der von seiner Hände Arbeit lebte, zu der reichsten und schönsten Bürgerstochter in ganz Gröningen sein Auge erheben dürfe. Hoffnungsloser und niedergeschlagener kehrte er jeden Morgen zu seiner Arbeit zurück, die ihm nach gerade nicht mehr von der Hand gehen wollte.

Oft aber erreicht der Mensch ohne allen Plan sowol er, nach dem vermeintlich besten

ders, die ihre Augen zu Marien erhoben hatten.

Aber es ist nicht alles Gold, was glänzt. Vieles Schimmernde rostet gar bald.

Reuter mußte seine Maurerei aufgeben und sich der Landwirthschaft widmen, um dereinst die schönen Besitzungen seines Schwiegervaters übernehmen und gehörig verwalten zu können. Er wußte sich darein auch gar bald zu finden. Denn da ihm diese neue Lebensweise Vergnügen machte, und er an ununterbrochne Thätigkeit gewöhnt war; so brachten ihn Fleiß und Eifer schnell so weit in landwirthlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, daß sein Schwiegervater sich höchlich darüber verwunderte, und nun selber froh war, diesen Schwiegersohn bekommen zu haben.

Noch größer wurde dessen Zufriedenheit dadurch, daß er sich täglich mehr davon zu überzeugen meinte, wie glücklich seine Kinder zusammen lebten.

Denn vor Reuters Augen hing noch der dichte Schleier, den die junge Liebe davor zieht; er sahe noch Nichts von den Fehlern seiner Gattin, die seiner Ruhe den Untergang drohten, so klar sie auch schon sich zu entwickeln anfingen. Alles erschien ihm noch in dem Rosenlichte der Liebe.

Daß er der Landwirthschaft mit solchem Eifer sich beflissen hatte, kam ihm sehr zu Statten. Denn schon im nächsten Jahre starb Mariens Vater, und Marie, als einzige Erbin, ihre Mutter war schon längst nicht mehr, kam in den Besitz aller seiner Güter. Sie hatte ihren Vater kindlich geliebt und beweinte ihn mit aufrichtigen Thränen. Aber ihr Schmerz dauerte nicht lange. Das süße Gefühl, Gebieterin eines so großen Vermögens zu seyn, und die darauf gebaueten Pläne, die ihr wie von selbst in den Kopf kamen, zerstreuten sie bald.

Reuter betrauerte seinen Verlust eben so aufrichtig, als Marie; aber, so leicht sein

Sinn auch war, doch ernster und anhaltender. Er wunderte sich daher nicht wenig, und das war das erste Mal, wo ihm in dem Vertragen seiner geliebten Marie Etwas unangenehm auffiel, daß dieselbe schon nach einigen Wochen des Entschlafenen nicht mehr erwähnte, und fast von weiter Nichts sprach, als von Verändrungen und Verschönerungen, die sie in ihrer Wohnung gemacht zu sehen wünschte. Er suchte, da er die sehr bedeutenden, zu diesen Bauten erforderlichen Kosten für unnütz hielt, die Sache zu verschieben, indem er hoffte, daß Marie sich anders besinnen würde. Denn die Wohnung war in der That nicht allein sehr bequem eingerichtet, sondern auch nach Verhältniß ihres Standes reich genug ausgeschmückt. Nur altmodisch. Das behagte Marien nicht. Auch wollte ihre Eitelkeit höher hinaus. Sie fing immer wieder an von der Sache. Reuter machte endlich bescheidene Gegenvorstellungen. Marie wurde empfindlich, und erklärte es nicht undeutlich für ein Zeichen der Abneig-

menden Liebe daß er ihr dieses Vergnügen nicht gönnen wolle. Da gab Reuter nach. Der Bau wurde angefangen, und kam, wie es zu gehen pflegt, und weil Marie immer noch neue Einfälle dabei hatte, doppelt so hoch zu stehen, als der Anschlag gewesen war.

Reuter legte Marien die Rechnung vor. Er dachte, die große Summe sollte ihr auffallen und sie für die Zukunft bedächtiger machen. Sie aber achtete kaum darauf. Wozu haben wir denn das Geld? sprach sie und ging lachend davon.

Die Zimmer waren kaum vollendet, da kamen die Hausgeräthe, dann die Tischgeräthe, dann Kleidung und Schmuck an die Reihe. Schon mehrmals hatte Reuter ernstlich widersprochen. Denn in Allem ging Marie weit über ihren Stand hinaus, und er war bereits genöthigt gewesen, zwei ausgeliehene Summen wieder einzuziehen, um ihre Verschwendungen bestreiten zu können. Sie aber hatte ihn immer durch Thränen erweicht, oder

Freier alle zurück gewiesen, und ihr Vater ließ ihr ihren Willen.

Da traf sie bei einem Tanze, den ein Brautpaar zu seiner Hochzeitfeier veranstaltet hatte, mit Reuter zusammen. Sie hatte von ihm schon viel gehört; denn die jungen Mädchen unter ihren Bekannten hatten oft von ihm gesprochen. Deshalb war sie auf ihn besonders aufmerksam. Der erste Blick, den sie auf den stattlichen jungen Mann warf, nahm sie für ihn ein, und jeder folgende, es folgten noch viele, warf einen neuen Funken in ihr entzündliches Herz. Sie wünschte Nichts mehr, als daß Reuter sie zu einem Tanze auffordern möchte, und drängte sich deshalb unvermerkt in seine Nähe. Aber Reuter war mit seiner Bekanntschaft beschäftigt, und achtete Mariens nicht, so viel Aufsehen sie unter den Uebrigen auch machte; denn er war mit ihr noch in keiner Verbindung gewesen, und sein leichter Sinn ließ ihn eben nicht dazu kommen, über den nächsten Augenblick hinaus zu denken, nach

entfernten Dingen zu ſtreben, und den Genuß der Gegenwart ſich zu verkümmern.

Unmuthig endlich über die mißlungenen Verſuche, zog ſich Marie zurück, und lehnte alle Aufforderungen zum Tanze ab, womit ſie beſtürmt wurde. Keiner konnte begreifen, wie die Tanzluſtige dazu kommt, ſie, die eben erſt noch ſo munter geweſen, und ſo fröhlich durch die Reihen geflogen war. Sie ſchützte Kopfſchmerzen vor.

Unter dieſem Vorwande aber ſetzte ſie ſich ſtill in eine Ecke, und beobachtete den Ausgang ihrer Wünſche. Ihren Plan hatte ſie keineswegs aufgegeben. Die unvermuthete Schwierigkeit, die ſich ihr entgegen geſtellt, hatte ihr Verlangen nur noch feuriger gemacht. Sie ſann bloß auf neue Mittel, ihre Abſicht zur Ausführung zu bringen.

Da fiel ihr ein, daß ihr Vater einen Bau in ſeinem Wohnhauſe vorhatte. Ha! dachte ſie, da hab' ich's. Der Bau muß ſogleich angefangen und Reuter mit dazu gezogen werden.

Jetzt war sie wieder heiter; sie tänzte wie zuvor, ohne sich, dem Scheine nach, um Reuter im geringsten zu bekümmern. Nicht einmal, daß sie ihn ansahe, wenn er vor ihr vorbei hüpfte. Zwar hätte sie es gern gethan; aber sie fühlte, daß sie dann die Augen nicht aufschlagen konnte; und wenn er vollends im Tanze ihre Hand faßte, so wurde ihr warm ums Herz, und sie fühlte, daß eine schnelle Röthe über ihre Wangen sich ergoß.

Des andern Tages wußte sie es bei ihrem Vater so einzuleiten, daß ihr Zweck erreicht wurde, ohne daß Jemand Etwas davon ahnden konnte. Der Bau wurde begonnen und Reuter mußte dabei helfen.

Marie übernahm, die Werkleute zu bewirthen. Es macht mir Vergnügen, sagte sie ihrem Vater, und ein freundliches Wort kann oft zum Fleiß ermuntern.

Reichlich sorgte sie für Alle; für Reuter aber mit zärtlicher Sorgfalt. So was verfehlt seine Wirkung nicht leicht. Reuter wurde auf-

merksam. Ihm gefiel das schöne, reizende Mädchen, ihr holdseliges Wesen bezauberte ihn. Kaum einige Tage, so war er so verliebt, daß nun die Reihe, Pläne zu machen, an ihm war.

Damit wollte es indessen nicht recht fort. Denn so groß der leichte frohe Sinn auch war, den ihm die Natur geschenkt hatte, und der rings um ihn her ein rosiges Licht über die Welt goß, und ihm einen Glauben gab, der Berge versetzt; so wollte es ihm doch nicht recht bedünken, daß ein armer Maurergesell, der von seiner Hände Arbeit lebte, zu der reichsten und schönsten Bürgerstochter in ganz Gröningen sein Auge erheben dürfe. Hoffnungsloser und niedergeschlagener kehrte er jeden Morgen zu seiner Arbeit zurück, die ihm nach gerade nicht mehr von der Hand gehen wollte.

Oft aber erreicht der Mensch ohne allen Plan zweck er, nach dem vermeintlich besten

vergebens erstrebte, oder auch aufgegeben hatte, weil er keinen Plan dazu ersinnen konnte.

Marie bemerkte den Eindruck gar bald, den sie auf Reuter gemacht hatte. Aber es entging ihr auch nicht, wie blöde und schüchtern er gegen sie war, und täglich noch mehr wurde. Dies bekümmerte sie eben so sehr, als jenes sie freute. Was war zu thun? Liebe und jungfräuliche Scham kämpften in ihrer Brust. Die Liebe siegte: sie mußte sich entschließen, dem Geliebten entgegen zu kommen.

Sie that das, mit aller der Feinheit zwar, die einem liebenden Mädchen, einem geistvollen zumal, in einer solchen Lage eigen ist; aber doch auch mit dem Selbstvertrauen, was sie überhaupt im hohen Grade hatte, und was hier durch ihr überlegenes Verhältniß gegen Reuter noch gar sehr erhöhet war.

Reuter stutzte anfänglich. Er traute sich selber nicht, so unvermuthet kam es ihm, ob er Mariens Worte richtig deute. Sobald er aber hierüber ins Klare kam, und der erste

Licht: Strahl der Hoffnung in seiner Seele aufgegangen war, wurde er eben so dreist und unternehmend, als er vorher unthätig und zaghaft gewesen war. Schnell war der Bund geschlossen, und nach drei Tagen schon war Marie mit Reuter verlobt.

Denn, obgleich Mariens Vater ihren Entschluß nicht gern sah, und wol auf einen ganz andern Schwiegersohn, als einen Maurergesellen, gerechnet haben mochte; so war es doch sein Grundsatz, ihrer Neigung völlige Freiheit zu lassen, und, nach einigen Einwendungen, welche er nicht verhehlen konnte, und welche die verliebte Tochter mit Betheurungen, daß sie nur mit diesem Manne glücklich seyn könne, beantwortete, gab er seine Einwilligung.

Nach einigen Monden wurde die Hochzeit gefeiert. Reuter dünkte sich der glücklichste Mann in ganz Gröningen zu seyn. Auch hielt ihn jedermann dafür. Er war das Gespräch bei allen Zusammenkünften, und viele sahen auf ihn mit bitterm Neide, diejenigen beson-

ders, die ihre Augen zu Marien erhoben hatten.

Aber es ist nicht alles Gold, was glänzt. Vieles Schimmernde rostet gar bald.

Reuter mußte seine Maurerei aufgeben und sich der Landwirthschaft widmen, um dereinst die schönen Besitzungen seines Schwiegervaters übernehmen und gehörig verwalten zu können. Er wußte sich darein auch gar bald zu finden. Denn da ihm diese neue Lebensweise Vergnügen machte, und er an ununterbrochne Thätigkeit gewöhnt war; so brachten ihn Fleiß und Eifer schnell so weit in landwirthlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, daß sein Schwiegervater sich höchlich darüber verwunderte, und nun selber froh war, diesen Schwiegersohn bekommen zu haben.

Noch größer wurde dessen Zufriedenheit dadurch, daß er sich täglich mehr davon zu überzeugen meinte, wie glücklich seine Kinder zusammen lebten.

Denn vor Reuters Augen hing noch der dichte Schleier, den die junge Liebe davor zieht; er sahe noch Nichts von den Fehlern seiner Gattin, die seiner Ruhe den Untergang drohten, so klar sie auch schon sich zu entwickeln anfingen. Alles erschien ihm noch in dem Rosenlichte der Liebe.

Daß er der Landwirthschaft mit solchem Eifer sich beflissen hatte, kam ihm sehr zu Statten. Denn schon im nächsten Jahre starb Mariens Vater, und Marie, als einzige Erbin, ihre Mutter war schon längst nicht mehr, kam in den Besitz aller seiner Güter. Sie hatte ihren Vater kindlich geliebt und beweinte ihn mit aufrichtigen Thränen. Aber ihr Schmerz dauerte nicht lange. Das süße Gefühl, Gebieterin eines so großen Vermögens zu seyn, und die darauf gebaueten Pläne, die ihr wie von selbst in den Kopf kamen, zerstreuten sie bald.

Reuter betrauerte seinen Verlust eben so aufrichtig, als Marie; aber, so leicht sein

Sinn auch war, doch ernster und anhaltender. Er wunderte sich daher nicht wenig, und das war das erste Mal, wo ihm in dem Betragen seiner geliebten Marie Etwas unangenehm auffiel, daß dieselbe schon nach einigen Wochen des Entschlafenen nichts mehr erwähnte, und fast von weiter Nichts sprach, als von Verändern und Verschönern, die sie in ihrer Wohnung gemacht zu sehen wünschte. Er suchte, da er die sehr bedeutenden, zu diesen Bauten erforderlichen Kosten für unnütz hielt, die Sache zu verschieben, indem er hoffte, daß Marie sich anders besinnen würde. Denn die Wohnung war in der That nicht allein sehr bequem eingerichtet, sondern auch nach Verhältniß ihres Standes reich genug ausgeschmückt. Nur altmodisch. Das behagte Marien nicht. Auch wollte ihre Eitelkeit höher hinaus. Sie fing immer wieder an von der Sache. Reuter machte endlich bescheidene Gegenvorstellungen. Marie wurde empfindlich, und erklärte es nicht undeutlich für ein Zeichen der Abneig-

menden Liebe daß er ihr dieses Vergnügen nicht gönnen wolle. Da gab Reuter nach. Der Bau wurde angefangen, und kam, wie es zu gehen pflegt, und weil Marie immer noch neue Einfälle dabei hatte, doppelt so hoch zu stehen, als der Anschlag gewesen war.

Reuter legte Marien die Rechnung vor. Er dachte, die große Summe sollte ihr auffallen und sie für die Zukunft bedächtiger machen. Sie aber achtete kaum darauf. Wozu haben wir denn das Geld? sprach sie und ging lachend davon.

Die Zimmer waren kaum vollendet, da kamen die Hausgeräthe, dann die Tischgeräthe, dann Kleidung und Schmuck an die Reihe. Schon mehrmals hatte Reuter ernstlich widersprochen. Denn in Allem ging Marie weit über ihren Stand hinaus, und er war bereits genöthigt gewesen, zwei ausgeliehene Summen wieder einzuziehen, um ihre Verschwendungen bestreiten zu können. Sie aber hatte ihn immer durch Thränen erweicht, oder

durch Schmollen, was er nicht vertragen konnte, zum Nachgeben bewogen. Jetzt aber wollte sie auch einen Ring mit Edelsteinen kaufen, der mehrere hundert Thaler kostete. Reuter erklärte ernst und bestimmt, daß er das nimmermehr zugeben würde, und daß sie endlich aufhören müßte, das Geld zu vergeuden. Sie warf ihm vor, daß er ein armer Maurergesell gewesen, den sie erst zum Manne gemacht habe, daß das Vermögen ihr gehöre, und er Nichts darein zu reden habe, wie sie es anwenden wolle.

Das war das Unwürdigste und Empfindlichste, was sie ihm sagen konnte. Um so fester aber blieb er bei seiner Erklärung. Denn der Aerger gab ihm Muth. Sie verließ ihm im höchsten Zorn, und warf die Thür zu, daß die Fenster klirrten.

Da gingen Reutern die Augen auf. Mariens Gemüthsart wurde ihm klar, und er erstaunte über sich selbst, daß er das Alles, was

ihm jetzt mit einem Male deutlich wurde, so lange hatte übersehen können.

Marie schmollte wochenlang. Vergeblich bemühte sich Reuter, sie auf andre Gedanken zu bringen. Es entspann sich in ihrer Seele eine feindselige Bitterkeit, die sich nie wieder verlor, sondern bei jeder neuen Veranlassung, und die kam nur gar zu häufig, neuen Zuwachs erhielt.

Gleichsam als wollte sie ihrem Gatten dadurch trotzen oder ihn kränken, fing Marie nun auch an, ihr Hauswesen zu vernachlässigen. Je eifriger und fleißiger er die äußere Wirthschaft besorgte, desto mehr versäumte sie die innere, und fand nach und nach immer mehr Geschmack an dieser vornehmen Lebensweise. Sie blieb des Morgens bis neun Uhr im Bette, putzte sich dann stundenlang, hielt nach Tische wieder Mittagsruhe, und ging dann aus, Besuche zu machen, oder hatte bei sich Gesellschaft. Das Gesinde konnte unterdessen machen, was es wollte, und man weiß

schon, was es dann macht. Nicht allein, daß die nöthigsten Arbeiten im Hause unterbliehen, und auf dem Hofe das Vieh schlecht oder gar nicht besorgt wurde, auch die wirthschaftlichen Vorräthe zerstoben, ehe man sichs versahe. Neuer mußte dann wieder anschaffen.

Auch verstand Marie nicht, oder mochte sich die Mühe nicht nehmen, eine gehörige Eintheilung zu machen. Wenn sie eine Summe Geld beisammen hatte, womit sie eine Zeit lang auskommen sollte, so brachte sie es in der halben Zeit schon durch, indem sie es ohne Plan, oder auch auf unnütze und entbehrliche Dinge verwandte, und quälte dann ihren Mann um Zuschüsse. Nichts aber bringt eine Wirthschaft mehr zurück, als diese Unordnung und Nichts ist ärgerlicher und bekümmernder für einen Hausvater, der es gut meint mit den Seinigen. Denn die besten Einrichtungen, die er trifft, werden dadurch gestört und unwirksam gemacht, wenn er beständig zu unvermutheten Ausgaben genöthigt wird, die

den bestimmten Ausgabesatz überschreiten, und für Dinge, die er schon gedeckt zu haben glaubte; besonders wenn er erst so weit gekommen ist, daß er zur Bestreitung derselben Schulden zu machen sich genöthigt sieht.

Reuter versuchte alles Mögliche, Marien zur Ordnung zu bringen. Bitten wandte er an und Drohen, Bewegungsgründe der Klugheit und der Religion. Bedenke, sagte er eines Tags, daß uns der Himmel unsere zeitlichen Güter nur geliehen hat, daß wir einst Rechenschaft von unserm Haushalte geben müssen! Und nicht wahr, du fühltest dich glücklich, daß dir dein Vater so schöne Güter hinterließ? Soll denn unsere Tochter einst betteln gehen, und über uns seufzen, und dereinst an jenem großen Tage des Gerichts uns anklagen?

Das machte Eindruck auf sie. Sie gelobte heilig, sich zu bessern. Aber es dauerte nur einige Tage. Dann war sie wieder in dem vorigen Zuge. Aehnliche Versuche,

die Reuter noch sehr viele machte, hatten einen ähnlichen Erfolg.

Endlich mußte er alle Hoffnung aufgeben. Dies, und daß er mit Marien unaufhörlich in Zank und Streit lebte, und in seinen Vermögensumständen immer weiter zurück kam, ohne es hindern zu können, erfüllte ihn mit finsterm Unmuth, und brachte ihn zu einer Art von Verzweiflung. Um sich zu zerstreuen und die böse Laune zu vertreiben, ergriff er den unglücklichsten aller Auswege. Er ergab sich dem Trinke. Ein Weinfaß nach dem andern wurde herbei geschafft. Jedes folgende größer, als das vorhergehende, und dennoch schneller geleert. Denn es wuchs nicht allein seine eigene Begierde, sondern auch die Zahl der Mittrinker. Er zog sie herbei; denn je lärmender das Gelag war, desto mehr fühlte er sich wohl dabei, und den finstern Geist von sich vertrieben. Seine Nachbarn und Bekannten aber waren sehr bereit, seine Gastfreiheit zu benutzen, oder vielmehr, seine Unbesonnenheit

zu mißbrauchen. Marie bekümmerte sich nicht darum; sie ging ihrem Vergnügen nach.

Der Erfolg konnte nicht zweifelhaft seyn und nicht lange ausbleiben. Die übermäßigen Ausgaben und die gänzliche Vernachlässigung der Wirthschaft mußten Reutern bald zu Grunde richten. Ein Grundstück nach dem andern wurde verkauft, eine Summe nach der andern, und, wie es bei Abnahme des Zutrauens geht, für immer höhere Zinsen, wurde geborgt.

Ein Jude, der ihm ansehnliche Vorschüsse gemacht hatte, und die verheißenen Zinsen zu rechter Zeit nicht erhalten konnte, verklagte ihn; denn es wurde ihm bange, daß er am Ende ganz um sein Geld kommen könnte.

Da wachen alle Gläubiger los. Natürlich konnte Reuter nicht Rath schaffen. So wurde er von Haus und Hofe gejagt. Die noch vorhandenen Besitzungen reichten kaum hin, die Schulden zu tilgen; er behielt Nichts, gar Nichts übrig.

Marie schwamm in Thränen und verfolgte Reutern mit den bittersten Vorwürfen. Er gab diese eben so bitter zurück, und wälzte alle Schuld auf Marien, die sein ganzes Unglück ihm bereitet habe. So entstand unter ihnen der entschiedenste Haß.

O wie leicht ist unverschuldetes Unglück, wenn Liebe es tragen hilft! Wie zermalmend das verschuldete, wenn der Haß sein Centnergewicht noch darauf legt!

Reuter war in den ersten Tagen wie vernichtet. Nur der leichte Sinn, womit die Natur gegen gänzliche Verzweiflung ihn gewaffnet hatte, half ihm nach und nach wieder empor. Auch mußte ein Entschluß gefaßt werden. Denn auch das trockne Brod hatte er nicht, und Unterstützung von Andern anzunehmen, schämte er sich eines Theils, und andern Theils würde er auch vergeblich darauf gehofft haben. Denn seine ehemaligen wahren Freunde hatten sich längst von ihm zurück gezogen. Das übermüthige Betragen

seine Frau und zuletzt seine eigene, wahre Lebensart hatten sie verscheucht, und ihn in ihren Augen verächtlich gemacht. Seine Trinkgenossen aber zerstoben in dem Augenblicke seines Falles. Was sie an ihn gefesselt hatte, war verschwunden. Die Uebrigen hatten theils ihn beneidet, theils hegten sie noch alten Groll gegen ihn und seine Frau wegen der von letzterer empfangenen Körbe, theils endlich waren sie durch den Glanz des Bürgerschen Hauses, den die ihrigen verdunkelt hatte, was viele Gemüther am schwersten verzeihen, beleidigt worden; besonders die Frauen, die sich eben so viel dünkten, als Marie, und doch nicht halb so viel neue Kleider und Ringe und Schmuck sich anschaffen konnten. Kurz, Wenzer konnte nur an sich selbst sich halten. Er entschloß sich, sein altes Gewerbe, die Maurerei, wieder zur Hand zu nehmen.

Freilich wollte ihm diese Arbeit nicht mehr behagen. Doch wollte er sich wieder hinein

gefunden; und dann vielleicht glücklicher gelebt haben, als in dem Besitze des verschwundenen Reichthums. Auch dämmerte ein solcher Gedanke, eine Erinnerung aus seiner fröhlichen Jugend, vor seiner Seele. Aber Marie zerstörte Alles. Sie hörte nicht auf zu weinen, ohne selbst Hand anzulegen, um gegen das — freilich selbst bereitete — Schicksal zu kämpfen. Und schon das allein ist auf die Dauer unerträglich. Ueberdem hörte sie eben so wenig mit ihrem Mann mit Vorwürfen zu verfolgen. Alle Tage, stündlich oftmals, mußte er sie hören; jede Kleinigkeit gab ihr Veranlassung zu zanken, und Bitterkeiten zu sagen. Besonders, da Reuter den ganzen Tag auswärts zubrachte, schien sie den Abend, wo er von der Arbeit ermüdet zu Hause kam, dazu ersehen zu haben, über Alles Luft zu machen.

Das konnte Reuter endlich nicht mehr ertragen. Er kam deshalb den Abend, oft die ganze Woche, nicht mehr zu Hause; sondern

trieb sich in den Herbergen herum, wo er durchbrachte, was er am Tage verdient hatte. Im Grunde aber behagte ihm dieses sehr schlecht. Er mußte sich hier mit Gerstensaft behelfen, er, der gewohnt war, den Saft der edlen Rebe aus vollen Bechern zu schlürfen. Dabei befand er sich übler, als wenn er allein war, und keine äußere Veranlassung das Andenken an seine ehemaligen Trinkgelagen weckte, und seine Leidenschaft in Aufruhr brachte.

Eines Abends kehrte er daher wieder um, als er den einen Fuß schon auf die Schwelle der Herberge gesetzt hatte, in welcher er eine Menge lustiger Gesellen lärmen hörte. Er ging zu Hause, und dachte nochmals einen letzten Versuch zu machen, ob er Marien nicht zur Vernunft bringen könnte.

Er bot ihr recht freundlich einen guten Abend, als er ins Zimmer trat, und überreichte ihr, was er eingenommen hatte, er hatte den Tag gerade einen recht ansehnlichen Verdienst gehabt.

Sie aber warf ihm das Geld vor die Füße, hieß ihn einen liederlichen Kerl, und der Strom ihres Schimpfreden brauste immer heftiger hervor. Geh! schrie sie zuletzt, geh zum Teufel! wohin du gehörst.

Und er ging zum Teufel.

Empört und außer sich über das eben so unwürdige als unkluge und unerwartete Betragen stürzte er zum Hause hinaus. Aber wohin? In die Herberge konnte er nicht; er hatte keinen Heller in der Tasche, und geborgt wurde nicht. Einen Freund, zu dem er seine Zuflucht hätte nehmen können, hatte er auch nicht. Auch hatte der Aufruhr in seiner Seele, denn wilde Leidenschaften vergesellschaften sich, seine Trinkgier aufgeregt. Da fiel unglücklicher Weise das graue Männchen in des Bischofs Keller ihm ein.

Mit heißer Ungeduld und Sehnsucht erwartete er die Mitternachtsstunde. Da klopfte er an die Kellerthür, wie ihm geheißen war;

er hatte dies doch richtig behalten. Alle öffnete sich die Thür. Er trat hinein.

Kömmst du endlich? sprach das graue Männchen mit ganz besondrer Freundlichkeit, nachdem die Thür eben so leise sich wieder zugethan hatte; ich habe lange auf dich gewartet!

So gieb mir zu trinken! Dort oben muß ich verdursten.

Hier ist Vorrath. Erst gestern sind zehn Fuder vom besten Gewächs frisch eingefüllt.

Er fing an zu zapfen.

Aber spute dich! Wenn Mitternacht vorüber ist, kann ich die Thür nicht mehr öffnen.

Reuter zechte nach Herzens Lust. Mit jedem Humpen wuchs seine Begierde, und je mehr sie wuchs, desto weniger dachte er an die fliehende Zeit. Ueberfüllt und sinnlos lag er am Boden, als die Mitternacht vorüber und das graue Männchen verschwunden war.

Zu seinem Unglücke hatte der Kellermeister ein ähnliches Schicksal gehabt. Er hatte

den Abend den frisch angekommenen Wein versuchen wollen, hatte sich zu dem Ende in den Keller eingeschlossen, und in den Versuch sich dergestalt vertieft, daß er dabei liegen geblieben war. Nach Mitternacht erwachte er. Da hörte er seinen Gefährten schnarchen. Es kam ihm ein Grauen an. Denn daß er Niemand mit genommen hatte in den Keller, des war er gewiß. Es mußte also hier nicht geheuer seyn. Schnell raffte er sich auf, tappte nach der Thür, war husch hinaus und schloß sorgfältig wieder zu.

Im Freien aber wurden auch seine Gedanken freier, welche vorher die Angst zusammen gepreßt hatte. Er hielt es für möglich, daß es mit dem Schnarchen doch natürlich zugegangen seyn könnte, und beschloß, seine Maßregeln darnach zu nehmen.

Den Morgen, bei guter Zeit, rief er Leute zusammen, und nahm sie, unter einem leicht zu findenden Vorwande, mit in den Keller. Theils fühlte er doch noch eine Art

von Furcht, was er antreffen würde; theils wollte er, wenn ein ungebetner Gast mit Fleisch und Bein sich saugen sollte, gleich Zeugen dazu haben.

Sie traten in den Keller und fanden — Nichts. Der Kellermeister hieß seine Leute alle Winkel durchsuchen. Er habe, sagte er, gestern ein Goldstück hier verloren. Vergebens. Reuter war, nachdem er zur Besinnung gekommen, und das Rasseln der Thür gehört hatte, auf das große Faß gestiegen und hatte sich niedergelegt. Da gewahrte ihn Niemand. Gewiß würde er unentdeckt geblieben seyn, wenn er nicht den unklugen Einfall gehabt hätte, indeß die Suchenden in der hintern Ecke des Kellers waren, an der Vorderseite des Fasses hinunter zu springen, um aus dem Keller zu entwischen. Der Sprung mißlang. Reuter brach ein Bein.

Auf den Schrei des Schmerzes, den er ausstieß, sprang der Kellermeister mit seinen Begleitern herbei. Daß es gerade Reuter

war, den er gefangen hatte, das minderte sein Erstaunen. Denn er entsann sich der alten Begebenheit, die er schon mit ihm erlebt hatte. Desto mehr aber fühlte er sich von geheimer Schadenfreude ergriffen. Denn er hatte mehrmals versucht, die reizende Marie zu geheimen Liebeshändeln zu verführen, und war von Reutern, als dieser es inne geworden, zum Hause hinaus geworfen, und öffentlich beschimpft. Es kitzelte ihn, daß er dies demselben jetzt gedenken konnte. Ueberdem war er froh, einen Sündenbock zu haben, auf den seine eigne Schuld sich werfen ließ. Denn es waren gar beträchtliche Mängel im Keller, die er nun seinem Herrn dienstfertig vorrechnete, und dabei nur um Verzeihung bat, daß er dieselben nicht eher wahrgenommen habe; was er jedoch mit verschlagener Beredtsamkeit zu entschuldigen wußte, indem er nicht habe ahnden können, daß Jemand im Stande sey, heimlich in den so fest verwahrten Keller zu kommen. Das könne

auch nicht mit rechten Dingen zugehen, und er müsse zu seiner eignen Rechtfertigung darauf dringen, daß es aufs schärfste untersucht werde.

Reuter war als Dieb ins Gefängniß gebracht worden. Der Bischof verfügte die Untersuchung der Sache, und, erforderlichen Falls, peinliche Befragung. Diese brauchte aber nicht angewandt zu werden. Reuter war des Lebens überdrüssig, gestand Alles bei dem ersten Verhöre, und erzählte den ganzen Zusammenhang seines Vergehens, auch seine Verbindung mit dem grauen Männchen.

Da ward er, als der Zauberei geständig, zum Scheiterhaufen verdammt. Doch ehe der schreckliche Spruch an ihm vollzogen werden konnte, starb der Unglückliche. Das hitzige Fieber, was die kalte Kellerluft, der er, innerlich glühend, in jener unseligen Nacht ausgesetzt gewesen war, ihm zugezogen hatte, das durch den Beinbruch dazu gekommne Wundfieber, und die Angst und der Aufruhr

in seiner Seele, hatten seine Kräfte gebrochen. Der Pater, der ihn zum Tode bereiten sollte, fand ihn entseelt im Gefängnisse liegen. Das verzerrte Gesicht zeigte die Spuren von den gräßlichen Zuckungen, unter welchen er in der Einsamkeit, fern von aller menschlichen Hülfe und tröstender Theilnahme gestorben war.

Welnuwa

oder

der Verführer.

Eine Legende.

„Sie mögen kommen, diese schwarz bekreuzten, in Eisen gehüllten Männer," sagte Errelis, der Scupan, als der von ihm zum Spähen ausgesandte Greitas ihm die Nachricht brachte, daß die Ritter deutschen Ordens die Samen besiegt hätten, in dem Walde Twangste, in der Nähe des Pregels, eine feste Burg errichteten, und vielleicht, wenn diese vollendet wäre, weiter vordringen würden. „Sie mögen kommen, ich fürchte sie nicht." Denn er vertraute seiner festen Burg. Dicht verwachsene Wälder, durch welche nur den Preußen bekannte Pfade führten, erschwerten den Zugang, und die Burg selbst, auf dem Pillekopp, einem hohen Berge in der Mitte jener Erdzunge gelegen, welche das Baltische Meer vom Kurischen Haffe scheidet, wurde an ihrem Fuße von den Wellen beider Gewässer bespühlet,

daher von den Preußen für unüberwindlich erachtet. Doch versank Errelis, indem er zugleich die schnellen Fortschritte der Christen bei ihren Eroberungen überdachte, in einiges Nachdenken. Da trat zu ihm, Ragana, seine Hausfrau.

Sei, sprach sie, unbesorgt, wir haben es ja nie an Opfern fehlen lassen, drum werden unsere Götter, vor allen Bangputtys der Wellenschäumer *), uns und unsere Kinder schützen. Aber um ganz sicher zu sein, wollte ich dich noch um zwei Dinge bitten.

Ich weiß dein altes Lied, antwortete Errelis, daß ich Balandele, den Liebling meines Herzens, zwingen soll, den wilden Lokys zu heirathen.

Aber, sagte Ragana, sein Vater Smarkummas ist mächtig an den Ufern der Nusse,

*) So nannten die alten Preußen ihren Gott des Meeres, welchen sie sich als einen gefürchteten Riesen dachten, der auf dem Meere stände, und durch sein Blasen den Wind veranlaßte.

und wie leicht könnte er uns in Zeiten der Noth über das Haff zu Hülfe kommen.

So gieb ihm deine Meneseno.

Ist diese nicht so gut dein Kind als Balandele? Aber weil ich das Mädchen liebe, so hasseſt du ſie. Das ist meiner Liebe und Treue Lohn.

So gewähre wenigstens meine zweite Bitte.

Und diese wäre?

Gelobe den ersten der schwarzbekreuzten Deutschen, der in deine Hände fällt, den mächtigen Göttern zum Opfer. Als ich das letzte Mal dem Bangputtys gekochte Fische zum Opfer brachte und den süßen Meth in die Schale goß, da sah ich im Schaume *) ein gutes Zeichen, daß bald viel Gefangene hier einziehen würden, und du weißt, meine Weissagung trügt nicht.

*) Die Waidelotten oder Priester weissagten auch aus dem Schaume.

Man hört, daß du eines Waidelotten Tochter bist, immer Opfer, selbst Menschenblut! Nun dann, wenn die Götter mir beistehen, so gelobe ich dir, mächtiger Pikullus, den ersten der Schwarzbekreuzten zu opfern, der in meine Hände fällt. Nun, Ragana, so ists doch recht? —

Sie fiel ihm dankbar um den Hals. Wir haben ja, sagte sie, alles von den mächtigen Göttern.

Darum sollen sie auch ihre Opfer erhalten; aber dem wilden Lokys, dem opfre ich meine Balandėle nicht, dabei bleibt es fest: so sprach Erretis.

Nun aber kamen einige Knechte mit der Nachricht, daß sich einige Auerochsen im nahe gelegenen Walde zeigten. Diese mit ihren Hunden zu hetzen und mit ihren Spießen oder Keulen zu tödten, war der Stolz der Preußen, die, wenn die Hörner des gefällten Thieres beim Gelage als Trinkgeschirr umhergingen, sich dann davon erzählten, und wer die mei-

sten dieser starken und wilden Thiere mit eigener Hand erlegt hatte, der wurde dann von allen Anwesenden aufs höchste gepriesen. Darum rief auch Erelis sofort alle seine Leute und Knechte, nahm seine Waffen und zog, weil eben erst der Frühling beginnen wollte, in den noch mit Eis bedeckten Forst, nachdem er noch zuvor von seiner lieben Tochter Balandele freundlich Abschied genommen hatte. Die aber setzte sich nun an ihren Spinnrocken, und blickte zuweilen von der hohen Burg hinab auf das weite Meer, wie die gräulichen Wellen von dem Sturme, der schon mehrere Tage hinter einander währte, schäumend umher gepeitscht, sich in mancherlei sonderbare Formen unter einander und am Gestade brachen. Da gewahrte sie auch in der Ferne ein großes Schiff, das mit dem Sturme zu kämpfen schien. O ihr armen Seefahrenden! sagte sie seufzend, ich denke mir eure Angst, und wie die lieben Euren, die am freundlichen Heerde eurer mit Sehnsucht harren, bei dem Heulen des Sturmes erzittern,

eurer mit Angst und Wehmuth gedenken, und für eure Rückkehr betend, die Hände zu den Göttern emporheben. O daß sie euch glücklich geleiteten, der Mutter den Sohn, der Gattin den Gatten durch die tobenden Wellen in die Heimath zurückführen möchten! So sprach Balandele und blickte voll Theilnahme nach dem Schiffe, welches immer näher an das Ufer getrieben wurde. Stärker ward mit jedem Augenblicke der Sturm, und angstvoll sprang Balandele auf, als der Sturm den Mast brach, und diesen auf das Verdeck niederwarf. Bald schien das Schiff auf einer Sandbank festzustehen. Sie konnten deutlich erblicken, wie man das Boot hinab ließ, die Männer aus dem Schiffe schleunigst hineinsprangen, und aus allen Kräften dem Ufer zuruderten. Schon waren sie nah; aber die Brandung hinderte ihr Landen. Die Wellen schlugen über das Boot zusammen, es schien zu sinken. Balandele zitterte für das Leben der Unglücklichen; da

kam das Boot wieder zum Vorschein, sie that einen Freudenschrei, denn es landete.

In dem Augenblicke aber öffnete sich auch die Stubenthür, Ragana und Lokys traten hinein. Balandele ward bleich vor Entsetzen; indeß Ragana begann: Erschrick nicht, liebe Tochter, Lokys ist ein guter Jäger und Fischer, ein tapferer Kämpfer, ein Verehrer unserer Götter; aus Unverstand bist du ihm entgegen, der Vater ist es nur durch dich. Aber du kennst die Sitte unseres Volks, daß wackere Männer nicht lange um eine Dirne winseln und flehen, — sie rauben solche und versöhnen den Vater, mit Geschenken. Lange lag unser Freund schon hier im Hinterhalte, daß dein Vater mit dem Seinen auf die Jagd ausgezogen war, davon gab ich ihm Nachricht, und da sich jetzt der Sturm gestillt hat, kommt er, dich über das Haff nach seiner Heimath zu führen. Drum nimm des heiligen Feuers treulich bei ihm

wahr, verabscheute die heilige Schlange *) nicht, der Segen der Götter wird dann bei dir seyn. Ziehe hin, den Vater werd' ich schon versöhnen.

Balandele hörte dies mit Abscheu und versuchte zu entfliehen; Lokys aber erhaschte sie und schleppte sie alles Weigerns ungeachtet mit sich fort, indeß sie mit Jammergeschrei nach Hülfe und den Namen ihres Vaters rief. Schon hatte Lokys sie aus der Burg nach dem Ufer geschleppt, wo eben seine Knechte mit dem Kahne landeten. Da kamen einige fremde Männer herbeigerannt, hielten ihre Spieße und Schwerter vor. Einer darunter der Landessprache wohl kundig, rief dem Räuber zu, daß er die Dirne fahren lassen sollte. Der aber riß einen Keil aus seinem Gürtel, den er so-

*) Die Preußen hielten das Feuer für heilig und ermahnten daher bei der Vermählung die Frau, es nicht ausgehen zu lassen; die Schlangen aber wurden als Hausgötter betrachtet und mit Milch gefüttert.

fort auf ihn schleuderte *), und die Knechte aus dem Kahn ahmten das Beispiel ihres Herrn nach. So begann ein heftiger Kampf; aber die geharnischten Fremden waren den Preußen bald überlegen, die auf dem Kahn entflohen, Lokys aber ward verwundet, gefangen, und mit seinem eigenen Gürtel wurden ihm nun die Hände auf den Rücken gebunden.

Alle zogen mit der hocherfreuten Valandule durch das offenstehende Thor in die Burg, und Nazana bebete bei ihrem Anblicke zurück; denn die beiden Männer, welche an der Spitze der übrigen Fremden standen, trugen weiße Mäntel mit einem schwarzen Kreuz, und dies nämliche Kreuz war auch auf ihre Schilde gezeichnet. In dem Augenblicke aber hörten sie auch wiehernde Rosse und frohen Jubelgesang,

*) Die alten Preußen trugen kurze Kurtzel, worin sie Blei gegossen hatten, oder Steine welchen sie die Form eines Keils gaben, in ihren Gürtel gesteckt, und wußten solche sehr geschickt auf ihre Feinde zu schleudern.

denn Errelis kehrte mit einem gefüllten Auer zurück. Als er aber die Fremden in dem Hofe der Burg stehen sah, gebot er den Seinen, sofort zu den Waffen zu greifen. Da begrüßte ihn Nalubo, der Dollmetscher, freundlich, erzählte, wie sie zu Lübeck sich eingeschifft hätten, um hier nach Preußen zu segeln, aber vom Sturme überrascht worden und ihr Schiff gestrandet wäre; er aber, den Rittern als Knabe zum Geißel aus Pomesanien gegeben, und obgleich von ihnen ehrlich und ritterlich in Deutschland erzogen, habe dennoch oft der lieben Heimath gedacht; sich auch noch erinnert, wie die Preußen ein gastfreies Volk wären, welches den Schiffbrüchigen gern zu Hülfe komme. Daher bitte er auch jetzt um seinen Beistand, worauf sie sich insgesammt durch Befreiung seiner Tochter einigen Anspruch erworben zu haben glaubten. Dieses bestätigte Balandele. Errelis aber stand da in sonderbarer Gemüthsbewegung, er blickte auf die schwarzbekreuzten Männer, gedachte des Ge-

Uebes, welches er dem Pikullus gethan hätte, und jetzt — es waren seine Gäste, die Retter seiner Töchter, Zähneknirschend fragte Lokyr: Nun, soll ich denn ewig hier wie ein Sklave zum Hohngelächter der Deutschen gebunden da stehen? Da ermannte sich Evrelis, löste dessen Bande, gebot, seine Wunde zu verbinden und ihn über das Haff zu seinem Vater zu führen.

Diesmal, sprach er, zieh hin in Frieden, setzest du aber noch einmals einen Fuß in meine Burg, so sollst du gewiß nicht wieder lebendig hinaus kommen.

Den Deutschen aber bot er freundlich die Hand, verdankte ihnen, was sie an seinem Kinde gethan hatten, und ließ ihnen Speise und Trank vorsetzen. Da kam auch Meneseno, die Fremden zu sehen. Es waren aber die beiden Ritter Ulrich von Gottberg, ein großer stattlicher Mann, mit schwarzem feurigen Auge, und krausen schwarzen Locken, und Ritter Otto von Helfenstein, ein junger Mann, mit

sanften freundlichen Zügen, der Sohn einer Wittwe, fromm und gottesfürchtig von ihr erzogen, und erst kurze Zeit in dem Orden. Da nun Menesena sah, wie Ritter Ulrich von allen als der Erste geachtet wurde, sagte sie ihrer Mutter: Sehet doch den schönen stattlichen Mann, hab' ich doch nie einen erblickt, der mit ihm zu vergleichen wäre. — Allein Ulrich, der schon vormals einige Jahre in Preußen zugebracht hatte und die Sprache der Eingebornen, wenn gleich nicht fertig redete, doch wohl verstand, hörte diese Worte nicht ohne Wohlgefallen, und seine Blicke, die indeß die volle Schale mit süßem Meths umher ging, immer lebhafter auf dem schönen Mädchen ruheten, blieben bald nicht unerwiedert.

Da aber die Deutschen noch am Tische saßen, zog Ragand ihren Eheherrn bei Seite, und fragte: Wer von beiden Bekreuzten gehört dem Pikullos? Keiner! sprach Erweli mit Entsetzen, denn sie sind mir ja nicht als Feinde in die Hände gefallen, sondern haben

meinen Schutz erflehet und sind meines Kindes Retter.

Vergeblich bot Ragana alles auf, ihn zu Haltung seines Gelübdes zu bewegen. Er blieb seinem Vorsatze getreu und geboot, den Gästen ihre Schlafstellen zu bereiten. Ulrich aber pries gegen Otto, als sie in die Kammer gingen, Meresina's Schönheit, so daß Otto der junge Ritter ihn mit Staunen betrachtete und endlich das Gespräch mit den Worten abbrach: Ach, es liegt mir nichts sehnlicher am Herzen, als Gott und den Heiligen für unsere Errettung zu danken und sie um ihren fernern Beistand zu flehen. Er warf sich nieder auf die Knie, aber gleich ihm vermochte Ulrich nicht zu beten; und als Otto sanft einschlief, wälzte er sich noch auf dem Lager. Da rief halblaut eine Stimme: Ritter Ulrich! Er aber fuhr auf. Folgt mir, sagte die nämliche Stimme. Er griff nach seinem Schwerte, folgte dem Rufenden. Wer bist du? fragte er, da sie auf dem Gange standen.

Ein Preuße, der lange Zeit ein Gefangener der Deutschen war, und daher ihre Sprache erlernte; jetzt steh' ich hier in Diensten Raganas der Hausfrau. Daß ihr Deutschen das ganze Land erobern werdet, seh' ich ein, und damit es mir alsdann nicht an einem mächtigen Beschützer fehle, will ich euch retten. Tretet leise an diese Thür, höret selbst, was euch bevorstehet.

Er horchte, wie Ragana aufs neue in ihren Mann drang, daß er jetzt die schlafenden Deutschen überfallen, sich ihrer bemächtigen und einen dem Pikullus opfern sollte, und dieser schon halb schlaftrunken antwortete: „Morgen werde ich thun, was die Götter und mein Herz gebieten." Ulrich wurde von seinem Führer fortgezogen. Laß mich, sagte er, ich will die Meinen wecken, über die treulosen Preußen herfallen und sie alle erwürgen. Das wird euch leicht gelingen, antwortete Welnuwa; aber was wollt ihr dann in der Burg, die keinen Vorrath an Lebensmitteln und Waf-

sen für euch hat; bald würden die Preußen euch hier belagern, der Orden, der nichts von euch weiß und weit entfernt ist, kann euch nicht entsetzen, und so würdet ihr durch Hunger den Tod finden. Aber setzet der Falschheit der Preußen List entgegen. Sehet ihr nicht, wie die Blicke der ältesten Tochter auf euch ruheten? Seyd freundlich mit der Dirne, bewegt den jungen Ritter, daß er auch der jüngsten Tochter freundliche Worte sage. Beide können leicht ihrem Vater den Schlüssel entwenden, der durch den unterirdischen Gang aus der Burg bis an das Haff führt. Dort will ich die gelegene Zeit erlauschen, einen Kahn für euch bereit halten, und euch über das Haff zu den neubekehrten Samen führen. Nehmet die Dirnen als Geißel mit; wenn man euch verfolgt, drohet sie zu tödten; versprecht, wenn man euch ziehen lasse, sie sofort zurück zu senden. Was ihr thun wollt, hängt von euch ab.

Er führte ihn unter solchen Gesprächen auf den Hof, wo einige hohe alte Linden stan-

den. Noch heulte der Sturm, der Himmel war schwarz umwölkt; zuweilen zerriß ein Blitz die dunkeln Wolken. Erwäget nun, was ihr thun wollt, sagte Welnuwa, nach einer Stunde bin ich wieder bei euch. Verzaget nicht! nur Einer, auch wenn die Flucht euch mißriethe, wird dem Pikullus geopfert, und wenn euch Menesena's Gunst schützet, so werdet ihr solches nicht seyn.

Welnuwa begab sich fort. Ulrich setzte sich auf eine Bank hinter einer dicken Linde. Mannichfache Gefühle tobten in seinem Herzen; er gedachte an seine Gefahr, Welnuwa's Vorschläge, an seinen Rittereid und Menesena's Reize. Da hörte er unfern von sich leise Tritte und es setzte sich jemand in seiner Nähe, doch so, daß beide einander den Rücken zugekehrt hatten, unter den Bäumen. O, daß ich ihn retten könnte! sagte jetzt eine sanfte weibliche Stimme. Wie er da steht, hoch und schlank wie eine Eiche! keiner unseres Volks kommt ihm gleich. Wenn ich ihn retten könn-

te. Hinziehen möchte ich mit ihm in die weite Ferne; Vater und Mutter könnte ich vergessen, selbst seinen Göttern könnte ich dienen. Aber umsonst! — Armes, gepreßtes Herz, wo wirst du die Ruhe finden?

An meinem Busen! rief Ulrich und drückte in wilder Lust Menesena an sein Herz; denn sie war es, die aus Sorge für ihn, durch Angst getrieben, in dunker Nacht umher irrte. Beide vergaßen in diesem Augenblicke alles, nur nicht ihre Leidenschaft. — In der Zwischenzeit war Welnuwa wieder in die Schlafkammer zurück gekehrt. O, sagte er leise murmelnd, indem er, auf den schlafenden Otto blickte, o daß ich dich morden, nein! das ist zu wenig, — daß ich dich verderben, daß ich einst, wenn bei der Erinnerung von Lasterthaten dein empörtes Gewissen dir die Sterbestunde gräßlich machte, deiner Qualen lachen, die Hölle mir zujauchzen könnte — das ist mein Wunsch. Aber, ich darf mich ihm nicht einmal nahen.

Warum nicht? fragte leise eine weibliche Stimme; es war Ragana.

Siehst du denn nicht, antwortete Welnuwa, was er auf dem Busen trägt?

Es war ein Bild der heiligen Jungfrau, welches Helfensteins Mutter ihrem Sohne bei dem Abschiede um den Hals hängte, und Reset nie ablegte.

Das, sprach Welnuwa, schützt ihn; und daher habe ich an ihm keine Macht. Werft ihn durch irgend ein Gepolter, und dann will ich mit ihm sprechen.

Ragana ging aus der Kammer, gehorchte, und bei dem Getöse, welches sie auf dem Gange machte, erwachte Otto. Herr, rief Welnuwa, ich komme euch zu retten! Die schöne Balandele sendet mich zu euch. Dem Pikullus hat man euch zum Opfer bestimmt, nur schnelle Flucht kann euch retten, und sie will auf solcher eure Begleiterin seyn. Danket dem Fräulein für solche Gunst, antwortete Otto, und wenn sie, um sich unserm heiligen

Glauben zu werben, die Flucht zur Absicht hat, so bin ich mit ihr zu ziehen, sie mit meinem letzten Blutstropfen zu schützen bereit.

Kommt, Ritter, kommt! rief Welnuwa, jetzt ist nicht Zeit zu verlieren. Otto griff nach seinen Waffen und seiner Lanze, und er zog ihn mit sich fort. Er öffnete eine Thür, schob den Ritter hinein, es war Valandelens Kammer. Welnuwa redete sie in ihrer Sprache an, die Otto nicht verstand, und ihr Dolmetscher ward nun Welnuwa. Da keiner die Sprache des andern verstand, ward es ihm leicht zu sagen, was ihm gefiehlte; und der Türkische versuchte nun, beide zu täuschen. Valandelen bot er sich Namen des Ritters seine Hand an, mit unermeßlichen Schätzen, und schilderte ihr als Hausfrau und Mutter ihr künftiges Glück. Dem Ritter erzählte er von Valandelens Sehnsucht nach dem Glauben Christi, wie sie durch einen Gefangenen, der ihre Landessprache verstanden, bekehrt und bereits getauft worden. So bestimmte er beide, mit einander

zu entfliehen; und verließ sie nur, um angelegentlich schnell die Anstalten zur Flucht zu machen.

Jetzt eilte er unter die Linden, freute sich des gelungenen Werks; denn Menesena saß auf dem Schooße des Ritters. Eilt, sagte er, eilt davon, eh' Errelis erwacht. Nur meine Waffen! rief Ulrich; und ich meine Kleidung! rief Menesena. — Vergeßt auch nicht einige Speisen mitzunehmen, und eilt, so schnell ihr könnt, hieher zurück.

Sie entfernten sich. Er ging in den Stall, zäumte zwei der besten Rosse auf, rief Otto und Bärtandelen herbei, geboth ihnen, schnell die Rosse zu besteigen, versprach, ihnen bald zu folgen, beschrieb ihnen den Weg, welchen sie durch den Wald nehmen sollten, öffnete leise das Thor der Burg und sie sprengten davon. Jetzt kehrte Weinuwa zu den Linden zurück. Ulrich und Menesena kamen; er öffnete die Thüren eines geheimen Ganges, befahl ihnen zu eilen, und versprach, am Hafen

wo sie einen Kahn vorräthig finden würden, wieder bei ihnen zu sein.

Wie ists? fragte Nagana, die jetzt aus der Thür auf den Hof trat.

O, sagte er, der Schwarzkopf ist auf gutem Wege. Ich hoffe, Menesena soll ihn mit meiner Hülfe schon unsern Göttern zuführen.

Und Balandele?

Die ist auf der Flucht mit dem frömmelnden Knaben. Ich will ihr jetzt den Vater nachschicken; wenn dieser den Christen niederhauet, und die mit ihm flüchtig gewordene Tochter zurückbringt, so wird er sich noch glücklich preisen, wenn Lokys, um sie, die ihrem Volke und ihren Göttern entwich, von der verdienten Schmach und Verachtung zu befreien, sie aus Erbarmen noch zum Weibe nimmt.

Beide lachten mit höllischer Schadenfreude, und zu den Waffen, zu den Waffen! schrie jetzt Welnuwa, und Nagana stimmte kreischend ein; alles kam auf den Hof gelaufen, und Er-

mis fragte, was vorgefallen wäre. Balandele und der junge Ritter, sagte Welnuwa, haben eure schnellsten Pferde aus dem Stalle geholt, und sind in diesem Augenblick entflohen. — Errelis und die Seinen eilten, sich zu bewaffnen. Welnuwa brachte ihnen die Rosse, und blieb zurück, indeß Errelis mit all den Seinen den Flüchtlingen nachsetzte. Nun? sagte Welnuwa, der allein mit Ragana auf dem verödeten Hofe stand, dien' ich dir nicht getreu? Aber meinen Lohn, den giebst du mir so spärlich.

Du sollst ja Christenblut haben, antwortete Ragana.

Das verschaff' ich mir selbst durch meine List; aber meinst du, mich habe Pikullus dir umsonst zugesagt? Keinen deiner Kinder hast du ihm noch geopfert, und lange hast du Niemanden in sein Todtenreich geschickt. Warum lehrte ich dich, schnellwirkende Zaubertränke kochen, wenn du davon keinen Gebrauch machst?

Wenn sich eine Gelegenheit findet, will ich sie schon benutzen, sagte Ragana.

Und vergiß nicht dein Gelübde, der erste Enkel gehört dem Pikullus. Jetzt muß ich fort, um Menesena zu geleiten.

Diese hatte mit Ulrich den dunkeln Gang verlassen, und stand im Begriffe, mit ihm den Kahn zu besteigen, als Welnuwa zu ihnen kam. Eine Axt, Bogen und Pfeile, einen Kessel, und manches Geräth, das er mitgebracht hatte, warf er in den Kahn. Wir können nicht wissen, wie wir uns den Weg durch Wälder bahnen, oder wie wir uns verstecken müssen; drum sorgte ich für alles, so gut ich vermochte, und nun greifet zum Ruder, Herr Ritter! Der Kahn wurde abgestoßen, und glitt sanft über die Fläche des Haffes dahin.

Für Balandele und Otto schien die Flucht nicht so günstig von Statten zu gehen. Bald hörten sie hinter sich den Hufschlag der Rosse, vergeblich trieben sie die ihrigen, das Getöse nahm zu. Der Ritter verstand nicht, was Ba-

Landele ihm sagte; allein die Angst, die jeder Zug ihres Gesichtes ausdrückte, ward ihm hinreichender Dollmetscher. Jetzt nahte sich Erzelis mit den Seinen, muthig vertheidigte sich Otto; er erlag der Menge. Mit Wunden bedeckt, stürzte er vom Rosse, ward gebunden, und mit wildem Jubelgeschrei in die Burg zurückgeführt. Hier, sagte Erzelis, als er sein Weib von fern erblickte, bring ich dem Pikullus das gelobte Opfer. — Otto ward in einen Keller geworfen, und Balandele rang vergeblich ihre Hände; denn indeß die Mutter sie mit Schmähungen überhäufte, würdigte sie der Vater keines Blickes, und sie hörte selbst, wie ein Bote abgesandt wurde, um Lokys und dessen Vater Smarkummas zu dem Opfer eines gefangenen Christen einzuladen, welches, wenn auch zwei Nächten der Vollmond eintreten würde, dem Pikullus gebracht werden sollte.

Otto aber, der mit gebundenen Händen in dem Keller lag, flehete zu Gott und den Heiligen, ward muthig in seinem Herzen, und

ergab sich getrost in sein Schicksal. Nach einiger Zeit trat Welnuwa in den Keller. Ritter, sprach er, mich sendet Valandeke. Ihr Vater, heftig gegen euch ergrimmt, hat bereits unfern der Burg vier starke Pfähle eingraben lassen, daran soll das Pferd, auf welchem ihr entflohet, ihr aber, mit euren Waffen angethan, auf dieses Roß gebunden, rund um euch Holz gelegt, und ihr nebst Roß und Waffen verbrennt werden. Ach es ist ein schrecklicher Tod; ich sah, wie man den gefangenen Marschall eures Ordens Heinrich Bothel auf solche Weise dem Pikullus zum Opfer verbrannte. Von unten ward der Scheiterhaufen angezündet, das arme Roß zitterte und stöhnte, als die Flamme es allmälich zu martern begann, und der Marschall, so trotzig er war, stieß doch, denn lange währte die Marter — zuletzt aus Verzweiflung ein gräßliches wildes Geheul aus.

Bei solcher Rede gedachte nun freilich wol der Ritter an die herrliche Märtyrer-Krone,

aber auch seiner alten Mutter und seiner jungen Jahre, daß hier sein Beispiel nichts fruchten, niemand Zeuge seines Todes sein werde, als Gott. Da aber auch der Heiland gebetet hatte, daß ihm der Märterkelch vorüber gehen möchte, seufzete er auch auf ähnliche Weise in seinem Herzen zu Gott.

Welnuwa aber fuhr fort: Balandele, die schöne Jungfrau, die keinen ihres Volkes achtete, aber kein höheres Glück kennt, als eure Hausfrau zu werden, die will euch retten. Vater und Mutter sind durch ihre Thränen gerührt. Wollt ihr öffentlich dem Christenglauben entsagen, in eurem Herzen möget ihr denken, wie es euch gefällt; euch von unsern Waidelotten, wie sie es mit denjenigen zu thun pflegen, die zu den Göttern zurückkehren, das Taufwasser abwaschen lassen, in Gegenwart alles Volks Perkunas den Donnerer, den Fluß- und Erntegott Potrimpos, und Pikullus, den mächtigen Todtengott anbeten, und ihnen opfern; so behaltet ihr das Leben. Va-

laudele wird euer Weib, und der in unserm Volke mächtige Errelis, der keinen Sohn hat, nimmt euch an Kindesstatt an. Zahlreich, kühn und tapfer ist das Volk der Samen; es würde die Deutschen längst vertrieben haben, hätte es nur einen weisen kriegserfahrnen Feldherrn; dem Sohne des Errelis wird man ein solches Amt nicht verweigern. Wer aber waren die Vorfahren von Littauens Fürsten und von Mendog, dem mächtigen Könige? Zuerst glückliche Feldherrn. Nun wanns euch einst so wohl gehet, so vergeßt meiner, eures treuen Dieners, nicht.

Solche Rede hatte den jungen Ritter mächtig bewegt; alles Glück der Erde schwebte vor seinen Augen, auf der andern Seite lag schmähliche Marter und Tod; aber seiner frommen Mutter Segen und sein heiliger Schutzengel wachte über ihn. Drum ermannte er sich auch bald. Weiche, sprach er, Versucher! für den, der für mich starb, geh auch ich in den Tod.

Schnell entfernte sich Walnutia. Dem Ritter schmerzten seine Wunden, und in dem feuchten dunkeln Keller ward ihm jetzt so bänglich ums Herz. Die auf den Rücken gebundenen Hände vermochte er nicht einmal zum Gebete zu falten, nicht einmal des heiligen Kreuzes Zeichen zu machen. Aber getrost zu leiden, so blieb der männliche und christliche Entschluß. Nach einigen Stunden hörte er wieder Tritte. Er sah, daß jemand mit einem Gefäße, worin brennende Kohlen lagen, hineintrat, und ihn ergriff der Gedanke an den Feuertod. Die Kohlen wurden auf den Boden des Kellers gelegt; von Kienspänen ein Feuer angemacht. Bei dem Lichte desselben erblickte er Valandele. Sie löste seine Bande, salbete seine Wunden und legte heilende Kräuter darauf, gab ihm Speise und Trank, reichte ihm, nachdem er sich gestärkt hatte, die Hand und zog ihn mit sich fort. Er folgte ihr beinahe gedankenlos, und sah, als er aus dem Keller trat, es war dunkle Nacht. Sie bedeutete ihn, daß er leise

gehen sollte, und führte ihn nach jenem unterirdischen Gange, durch welchen auch Ulrich mit ihrer Schwester entflohen war. Ein trockenes Kienholz, so wie sich die Preußen dessen statt Fackel bedienten, zündete sie an. So gelangten sie durch den Gang an das Ufer des Haffes. Da stand ein Kahn, worin viele Geräthschaften und Speisen lagen. Balandele stieg hinein, hieß den Ritter das Nämliche thun, gab ihm ein Ruder in die Hand, sie selbst ergriff ein zweites. Sie stießen ab, und ruderten anfänglich lebhaft fort, aber heftig strömte das Huff, erst vor wenig Tagen vom Eise befreit. Bald entging der schwachen Dirne und dem verwundeten Ritter die Kraft zu rudern; sie ließen den Kahn ruhig forttreiben, und das Wasser führte ihn an das entgegengesetzte, mit dichtem Wald bedeckte Ufer. Otto dankte Gott, befestigte am Lande den Kahn. Sie erblickten keine Spur eines Menschen, sondern nur alte hohe Gebäude, und wildes Gesträuch. Balandele trug nun alles aus dem Kahn, viel

von dem Geräthe des Ritters; als: sein Schwert, seine Armbrust und sein Spieß, dann aber auch Feuerzeug, eine Axt, ein Netz, wollene Decken, und ein warmes preußisches Kleid, welches sie dem Ritter schmeichelnd anlegte. Sie gab ihm Speise und Trank, breitete die Decken aus, und bedeutete ihn, daß er sich niederlegen möchte. Dem Ritter wars so wohl über seiner Rettung, aber auch so sonderbar und heimlich zu Muthe bei der Sorgfalt und den Liebkosungen der schönen Jungfrau, mit welcher er in der Wildniß ganz allein war. Ich will dich, sagte er, Schwester, du sollst mich Bruder nennen, und diese heiligen Namen mögen uns erinnern, wie wir einander zu betrachten verpflichtet sind. Er rief sie einige Male Schwester und bald merkte sie auf den Ruf. Er sagte ihr das Wort Bruder vor, und bei seinem freundlichen Zulächeln sprach sie es bald nach. Sie gingen jetzt in den Wald hinein, fanden einen schönen Hügel, von dem ein klarer Bach in das Haff stürzte und auf

dem Hügel selbst standen einige alte hohle Eichen, so groß, daß ein Mensch bequem darin Platz hatte. Mit der Axt erweiterte Otto den Eingang; Balandele merkte seine Absicht und half ihm getreulich. In der einen bereitete er eine Wohnung für sie, in einer zweiten für sich, in die dritte trugen sie ihre Geräthschaften. Der Bach war fischreich, sie warfen nie darin das Netz vergeblich aus. Otto war ein geübter Schütze, es fehlte nie an Wild. Täglich gingen sie eine Streife in den Wald, und machten Zeichen an den Bäumen, um die Rückkehr zu finden; aber nie fanden sie einen Menschen, und sich weit zu wagen, trug Otto Bedenken. Balandele erlernte einige Worte von seiner Sprache; er von der seinigen; so begannen sie allmählich, sich zu verständigen, und da Balandele alles that, was dem Vater wohlgefiel, und da sie täglich sah, wie er betete und niederkniete, die Namen: Jesus Maria! mit Inbrunst ausrief, ahmte sie ihm auch hierin nach, und da ihm

Weinuwa, als er ihn das erste Mal zur Flucht bewegte, gesagt hätte, daß Balandele eine Christin wäre, hielt er dies für gewiß, und scheute um so mehr jede Sünde, welche ihn und das gute Mädchen vom Himmel entfernen konnte. So lebten sie bis in den Sommer hinein. Da vermochte Otto der Sehnsucht, Menschen aufzufinden, nicht länger zu widerstehen; er und Balandele gingen jetzt weiter als jemals, den ganzen Tag hindurch, schliefen einige Stunden und zogen weiter. Da schimmerte einiges Licht zwischen den Bäumen hindurch; Otto nahete sich. Jesus Maria! rief er aus; Balandele rief ihm die Worte nach. Sie standen auf einem freien Platze vor einem großen Opferstein, um welchen Schädel von Menschen und Thieren lagen. Asche, Kohlen und die verlöschten Brände bewiesen, daß er unlängst gebraucht war. Balandele warf sich vor dem Steine nieder. Was machst du? rief Otto.

Ich flehe zu meinen Göttern um Rettung.

Jetzt verständigten sie sich, und nun erfuhr Otty, daß Welnuwa ihn belogen hatte, Balandele noch eine Heidin war. Sie eilten sich zu entfernen; kehrten, durch die Zeichen an den Bäumen geleitet, zu ihrem Wohnsitzen zurück. Otto wandte seit dem alles an, Balandele mit seinem Glauben bekannt zu machen, sie hörte treulich auf die Lehren des geliebten Mannes; und als sie einst das Bild Maria's, welches er an seinem Halse trug, gewahr wurde, da sprach sie: So ist dies Bild auch wol nicht das deiner Hausfrau und deines Sohnes? Als sie hierauf Otto bedeutete, daß dies die gebenedeite Himmelskönigin wäre, da fiel sie ihm das erste Mal, so lange sie mit einander lebten, feurig um den Hals und vergoß Freudenthränen.

Was ist dir? fragte Otto, mit Staunen und Rührung.

O, sagte sie, wenn ich sah, daß dein Auge mit Wohlgefallen auf mir ruhete, dann wieder zur Erde sank, du auf das Gemälde blick-

test, und die Hände seufzend gen Himmel hobst; dann dachte ich, das ist seine Frau und sein Sohn, und da er nach der Christen Weise nur Eine Frau nehmen darf, so verschmähet er, armes Mägdlein! dich und deine Liebe. Mann! um den zu retten ich Vater und Mutter verließ, und alle meine Gespielen, du, ohne den ich nicht leben kann; treulich will ich des Feuers auf deinem Heerde pflegen, dir und deinen Gästen die Füße waschen; wenn es gleich diese Hände nicht gewohnt sind, auch die Mühle für dich treiben.*), und dir in allem treulich dienen. Guter Bruder, nimm mich zum Weibe.

Erröthend streichelte sie seine Wange, und legte weinend den Kopf an seine Brust. Auch Otto drückte sie an sein Herz; aber bald flossen auch seine Thränen und er schluchzte laut auf; denn er gedachte seines heiligen Gelüb-

*) Das Mahlen auf der Handmühle war bei den alten Preußen die Arbeit der Gefangenen und der Leibeigenen.

des, und daß er daher solche Liebe und Treue nimmer zu lohnen vermöge.

Als er sich aber ermannt hatte, da suchte er auch des guten Balandele alles zu verständigen, ermahnte sie, als ihre Thränen immer reichlicher flossen, sich von ihm taufen zu lassen, vermeinend, daß sie dann auch Trost finden würde. Sie konnte dem geliebten Manne nichts verweigern, betete ihm daher treulich nach, was er ihr vorsprach; und eines Tages schmückte sie sich auf sein Geheiß, so gut sie es vermochte, kniete mit ihm nieder am Bache; er nahm den Blumenkranz von ihrem Haupte, taufte sie, und nannte sie Maria, setzte den Kranz in ihre Locken, küßte sie zärtlich und sprach: Empfange, meine geliebte Schwester Maria! den ersten und letzten Bruderkuß. Maria — so nannte er sie fortan — verstand zwar diese Rede nicht völlig, wol aber den ernsten Blick des geliebten Mannes, und darum weinte sie lange und laut.

Otto aber hing täglich mehr an der guten frommen Maria; denn sobald ein Gedanke in

seiner Seele entrang, den er nicht vor aller Welt öffentlich zu bekennen im Stande gewesen wäre, betete er zu Gott und den Heiligen; diese erhörten das fromme Gebet; daher ward ihm hohe Kraft, jeder Versuchung zu widerstehen, und seine und Maria's Liebe ward schuldlos und rein, wie die der seligen Geister, und das herrliche Gefühl in der Seele des jungen Mannes, seine Leidenschaften männlich besiegen, der Tugend auch das höchste Opfer bringen zu können, gab ihm ein frohes Gefühl, eine Würde und Kraft, die nur der Fromme und Gute kennt. Bei aller ihrer Armuth und Entbehrung fühlten er und Maria sich glücklich; denn sie sahen sich ja in jedem Augenblicke. Sie beschlossen daher auch ruhig in der Wildniß zu bleiben, bis Gott ihnen einen Ausweg offenbaren würde. Otto fällte Holz und baute zwei Hütten, eine für sich, die andere für Maria, errichtete ein hohes Kreuz, vor diesem einen Altar, aus Steinen und Rasen. Maria aber machte aus den Häuten des gefällten Wil-

des Kleidung für den Winter, dörrte Fische und wildes Obst.

Der Winter brach herein; es war gewaltig trockener Frost, und bei dem Feuer, welches sie hinter ihren Hütten angemacht hatten, saßen Otto und Maria und genossen ihr kleines Mittagsmahl. Da trat ein Mann in Preußischer Kleidung, und bewaffnet nach Art der Preußen aus dem Gebüsche, der ein eben gefälltes Reh auf den Schultern trug. So sehr sich unsere beiden Einsiedler nach Menschen sehnten, so erschraken sie doch bei diesem Anblicke; denn groß und breitschulterig war der Fremdling, ein feuerrother Bart bedeckte den großen Mund. Die Farbe des Gesichts war bleichgelb, die kleinen Augen lagen tief im Kopfe und über der schmalen Stirn stand ein struppiges schwarzes Haar. Seine Anrede war in der Littauischen Sprache, aber bald mittelte es sich aus, daß er ein Deutscher war, der sich Heinrich nannte. — Er hatte einen Kreuzzug in Gefangenschaft gelobt, war gefangen worden,

und durch mancherlei Unfälle bis nach Preußen gerathen. Da er gehört hatte, daß die Deutschen bis Samland vorgedrungen wären, wollte er über das Haff zu ihnen entfliehen, wurde aber an die vor einem in das Haff hinein ragenden Haken liegenden Steine getrieben; der Kahn war umgestürzt. Er suchte nun das Land durch Schwimmen zu erreichen, stand aber im Begriffe zu ertrinken, als er unerwartet errettet wurde. Ein Deutscher, sagte er, der, so wie ihr, mit seinem Weibe, einer Preussin, einsam in der Wildniß wohnet, war mein Retter, ihm verdanke ich mein Leben, und dafür diene ich ihm. Die Preußen halten mich für einen der Ihrigen, bei ihnen vertäusche ich unsere Fische und die Häute des gefällten Wildes. Wir haben daher alles, was uns noth thut, Brod und Salz, Bier und Meth, nichts fehlt uns, wir haben bereits Vieh, haben uns schon ein kleines Ackerfeld und sogar ein Gewürzgärtlein angelegt. — Sie forschten genauer nach, und erfuhren nun bestimmt, daß

es Ulrich und Meneseta waren, von welchen Heinrich sprach. Er wurde ihr Wegweiser, und sie eilten am folgenden Tage zu dem Paare, welches sie in Freude und Lust antrafen. Meneseta, die im Begriffe stand, Mutter zu werden, freute sich nicht wenig über die Ankunft der Schwester, und im ersten Tumult der Freude willigten Otto und Maria ein, ihre Wohnung hieher zu verlegen.

Bald aber wurden beide bedenklich; denn Ulrich hatte Gott und die Heiligen, seinen Eid und sein Gelübde vergessen. Meneseta diente noch ihren heidnischen Göttern, und beide, gute Dinge, lebten nur für den gegenwärtigen Augenblick, für den folgenden unbekümmert. Sie lachten, als Otto und Maria sich abgesonderte Wohnungen errichteten, und ermahnten sie, nicht aus thörichtem Wahn ein Glück von sich zu stoßen, das auch ihnen lache. Maria schwankte, aber Otto stand fest in der Versuchung. Auch ihnen diente Heinrich mit großer Treue; seine häßliche Gestalt wurde da-

her vergessen, und er von beiden wohl gelitten. Auch war er jederzeit guter Dinge, konnte viel frohe Geschichten erzählen und viel lustige Lieder singen; doch oft verwies es ihm Otto, daß er dabei auf Maria's jungfräuliche Sittsamkeit und überhaupt auf Zucht und Ehrbarkeit so wenig Rücksicht nahm.

Menesena ward Mutter eines feinen Knaben, genaß bald, und alle lebten in dieser Einöde, indem sie nicht wußten, ob sie die Annäherung der Deutschen von deren Vorrücken im Kriege ihnen Heinrich zuweilen Nachricht brachte, wünsche oder fürchten sollten, hier frei von Sorge und Mangel; denn Heinrich brachte ihnen Brod und Salz, Bier und Meth und was sie sonst in ihrem Hausrathe bedurften. Er ging für sie auf die Jagd, er bestellte ihr kleines Feld, fischte für sie, so daß sie im Müßiggange lebten, und außer dem mockern Otto, der sich nach ritterlichen Thaten sehnte, fand keiner dieses Leben unbehaglich.

Maria aber ward bei dem Anblicke Ulrichs und ihrer Schwester, ihrer Liebkosungen und Vaterfreuden, oft gar wehmüthig. Ihr blaues Auge blickte dann verstohlen auf Otto, und auch diesen ward bänglich ums Herz. So verging auch der zweite Sommer. Meneseña ward abermals Mutter, und alle saßen um den Heerd, da trat Heinrich schwer beladen in die Hütte. Heut bring ich etwas, rief er, das ihr gewiß nicht erwartet. Ein Schiff ist gestrandet; und darauf haben die Preußen manches gefunden, Zimmet und anderes Gewürz und Wein, wovon ich auch dieses Fäßchen eingehandelt habe. — Alle freuten sich des neuen Genusses, tranken den lange entbehrten Wein, und Heinrich schlug vor, zum Schlaftrunk noch gewürzten Wein zu bereiten. Ein ungewohntes Feuer glühete hiedurch in ihren Adern, sie sangen lustige Lieder und Heinrich trieb manchen Schwank und als nun Otto und Maria nach ihren Hütten gingen, da bückte Maria zärtlich

Otto's Hand, sanft erwiederte er diesen Druck, fest schmiegte sie sich an ihn; auch Otto vermochte es nicht, ihre Liebkosungen unerwiedert zu lassen. Schon schien ihr guter Engel von ihnen weichen zu wollen, da krähete ein Hahn, Otto schauderte. Der Gedanke an Petrus, der seinen Herrn verleugnet hatte, fiel ihm aufs Herz, und als er nun, weil doch jede That, die nicht gut ist, den Teufen scheuet, sich ängstlich umsah, und Heinrich lauschend hinter einem Baume erblickte; so brachte ihn dies völlig zur Besinnung. Er stieß Maria aus seinen Armen. Was machst du hier? sagte er, indem er näher zu Heinrich trat. Der Vollmond, den Wolken bedeckt hatten, beleuchtete ihn jetzt. Zum zweiten und dritten Mal krähete der Hahn, und statt Heinrichs, den Otto anfänglich zu sehen geglaubt hatte, gewahrte er hinter dem Baume einen gräßlichen Teufel, der ihn angrinste. Otto machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, der Böse entwich.

Ihm aber fiel es jetzt aufs Herz, wie Heinrich sie mit allem so überschwenglich versorgte, wie besorgt, und wie das Zeichen des Kreuzes machte. Er eilte in seine Hütte, warf sich auf die Knie, bat Gott und die Heiligen um Schutz. Er konnte nicht schlafen. Früh verließ er die Hütte, noch standen die Sterne am Himmel; es war eine helle Wintermacht. Da erblickte er neugetretene Fußstapfen im Schnee, sprang in seine Hütte, holte sein Schwert, und folgte den Fußstapfen nach. Sie führten ihn in den Wald; da hörte er Stimmen, es waren Meneséna und Heinrich, die aus dem Forste zurückkehrten; er trat hinter eine Eiche, die ihn ihren Blicken verbarg. Ich möchte verzweifeln, sagte Heinrich, daß es mir gestern nicht gelang; ich hoffte immer, Wein sollte wirken; aber von Eis ist dieser Otto. Nun will er durchaus auf Erden nicht glücklich sein, höchst unglücklich soll er mir wenigstens werden. Seine Augen habe ich freilich verblendet, daß er in mir nicht den Wolnuwa erkennt;

aber wie ich deiner Mutter, wie ich dem mächtigen Pikullus Rechenschaft ablegen soll, das weiß ich nicht. — Da riß Otto voll Unwillen sein Schwert aus der Scheide, einen gewaltigen Streich that er auf Heinrich; der ahndete laut auf; denn das Schwert prallte zurück, als hätte es auf einen Felsen getroffen. Er verschwand und Meresona wollte entfliehen; aber Otto holte sie ein, setzte ihr die Spitze des Schwertes auf die Brust, und drohete sie zu tödten, wenn sie nicht augenblicklich alles bekennen würde. Sie umfaßte seine Knie und bat, er solle sich nicht rächen. Bei Gott und den Heiligen! rief er, ich will mich nicht rächen wenn du aufrichtig alles gestehest. Von wo kommst du?

Vom Opfer unter der heiligen Eiche.

Wo ist diese?

Wenig Schritte von hier.

Führ mich hin.

Und mit Schaudern erblickte sich Otto vor der nämlichen Eiche, vor dem nämlichen Opfer

steins, zu dem er einst auf seinen Wanderungen mit Balandele gerathen war.

Und wie kam es, rief er, daß ich bei allen Zügen auf der Jagd, dieses bisher nicht entdeckte?

Dafür hatte meine Mutter Ragana, eine mächtige Waldlerinn, und Walnuwa, ein in Menschengestalt ihr dienstbarer Geist, durch Verblendniß euer Augen gesorgt.

Und was war euer Zweck?

Von Jugend auf der Mutter Liebling unterrichtete sie mich im Dienste der Götter und ihrer geheimen Kunst, nicht so die furchtsame Balandele, des Vaters Liebling, die vor allem zurückbebte und ihr daher auch gleichgültig war; aber dennoch früher als mich wünschte sie solche zu verheirathen, denn Ragana hatte ihren erstgebornen Enkel den Pikullus zum Opfer gelobt. Da kamt ihr auf unsere Burg. Ulrichs erster Anblick gewann mein Herz; dies entdeckte ich meiner Mutter. Die fragte in geheimnißvoller Stunde die Geister und erhielt

den Bescheid, daß, wenn Ulrich Vater des erstgebornen Enkels würde und ihr entweder dem Pikullus zum Opfer gebracht, oder auch verleitet würder, dem zu entsagen, was ihr als Christ gelobtet, der Mutter Gelübde erlassen, der Enkel nicht geopfert werden dürfe. Dies ward nun unser Dichten und Trachten. Welnuwa diente uns dabei. Ihr wisset das Uebrige und an jedem Vollmonde kam ich mit der Mutter an den Opfersteine zusammen, um dort ihren Göttern zu opfern und ihr Bericht zu erstatten.

Geräuhrt dankte Otto Gott und den Heiligen, die ihn bisher gerettet hatten, entließ die tückische Menssena, eilte aber nun auch, von allem an Ulrich die Anzeige zu machen. Dieser wollte der Sache keinen Glauben beimessen, bis Menesena gestand, daß sie alles aus Liebe zu ihm gethan habe. Der lebhafte leichtsinnige Mann bebte doch jetzt vor dem Abgrunde zurück. Aber was sollte er nun beginnen! Es waren ja seine Kinder, an diesen

hing er mit ganzer Seele; auch Menesena konnte er nicht hassen. Ihr Auge schwamm in Thränen, sie rang die Hände. Otto aber ermahnte sie ernstlich, ihren Göttern zu entsagen, und im Glauben der Christen Rettung und Trost zu suchen. Der Mittag brach herein; niemand dachte an Speise und Trank. Marie forschte ängstlich, erfuhr alles von Otto, und betete mit ihm, daß Gott und die Heiligen ihnen einen Ausweg zeigen möchten. So nahete sich der Abend; da stieg in der Ferne ein dicker Rauch auf, und als es dunkel wurde, erblickte man an verschiedenen Orten Flammen. Ulrich und Otto nahmen ihre Waffen zur Hand, und machten sich auf alles gefaßt. Die Flammen wurden immer stärker. Oft gingen die beiden Männer hinaus, und selbst eine Strecke in den Wald, ob sie nichts zu entdekken vermöchten. Marie war jederzeit mit ihnen. Da sie nun auch gegen Mitternacht hinausgegangen waren, und jetzt wieder zurückkehrten, da fehlte Menesena mit beiden Kin-

dern. O! rief Ulrich, wenn sie sich nur nicht ein Leid gethan hat. Maria gedächte nun der Worte, welche ihr die Schwester, da sie solche vorher zu trösten gesucht, gesagt und auf welche sie damals zu wenig geachtet hatte: „Ich weiß nirgend als bei unserer Mutter mit meinen Kindern Schutz und Trost zu suchen.“

Plötzlich ertönte wildes Geschrei. Die Deutschen! die Deutschen! schrie ein Haufe flüchtiger Preußen. Wo? fragte Ulrich.

O, antwortete einer der Flüchtigen, sie kommen mit großer Heeresmacht! Sie verfolgen uns; nicht einmal im Dickicht des Waldes finden wir Schutz.

Sollen wir mit ihnen fliehen? fragte Ulrich.

Mit nichten, antwortete Otto, wir sind Christen, und, da Menesena entflohen ist, wofür darfst du dich fürchten?

Schon sprengte ein Haufen von Reitern herbei. Schon spannte der eine die Armbrust, um einen Bolzen auf Otto abzudrücken, als

ihm dieser „Gelobt sey Jesus Christus!“ zurief. Die Reiter stutzten, ihre Anzahl vermehrte sich; unter ihnen ein stattlicher Ritter, Mantel, Harnisch und Schild mit dem Kreuze des Ordens bezeichnet.

Wer seyd ihr? fragte er, und wer ist diese Dirus?

Da erzählte Otto, wie sie gestrandet und gefangen worden, Marka ihn gerettet, er sie bekehrt und getauft habe.

Das wollen wir prüfen, sagte Hartmund Grumbach, der Landmeister; denn dies war der stattliche Ritter. Bewaffnet sie indeß.

Einige der Ritter kehreten zurück, und brachten Gefangene nebst Nachricht, die Preußen hätten sich nah bei dem benachbarten Opfersteine zur Wehre gesetzt, wären aber theils niedergehauen, theils gefangen; und als Hartmann hörte, daß der Opferstein nur wenig Schritte entfernt, mit Schädeln und Gebeinen umgeben wäre, und man dort noch alle Spuren kürzlich verrichteter Opfer fände,

da schlug er das Visir zurück, warf einen grimmigen Blick auf Otto und Ulrich, indem er ausrief: Ihr wollt unter solchen Umständen noch für Christen gehalten werden? Abtrünnige Bösewichte! Er trat in die Hütte. Was macht hier, sprach er, die Wiege und das Kindergeräth, du keusche Jungfrau, und wo sind die Kinder? Wahrscheinlich euren Teufeln geopfert, nicht wahr?

Er befahl, ihr und den Rittern schwere Fesseln anzulegen, ließ die Hütten genau untersuchen, und als man in der einen Ecke, wo Menesena's Lager war, eine hölzerne Opferschale und ein Opfermesser, auch einiges Zaubergeräth fand, da rief er: Nur auf dem Scheiterhaufen sollt ihr Frevler ein solches Verbrechen büßen.

Die Preußen versammelten sich indeß von allen Orten, drangen bald mit ganzer Heeresmacht herbei; der Landmeister aber warf Besatzung in die festen Schlösser und zog sich bis nach Elbing zurück. Dorthin führte er auch

die Gefangenen, die er in ein scheusliches Gefängniß warf; denn daß er vor den Preußen hatte fliehen müssen, erhöhete jetzt noch den Grimm des hartherzigen Mannes. Aber Trost war es für Otto, daß nur ihn und Ulrich dies grausame Schicksal traf; denn Maria wurde, als eine gefangene Preußin, auch nur allen übrigen Gefangenen gleich geachtet. Zu diesen, bei welchen man die Weiber von den Männern abgesondert, in den Gewölben unter dem Schlosse versperrt hatte, trat jetzt ein Priesterbruder Deutsches Ordens, Dominicus, ein ehrwürdiger Greis, um zu versuchen, ob er nicht noch einen oder den andern auf den Weg des Heils führen und zur Taufe bestimmen könnte; aber die Männer standen da, schweigend, mit trotzigem Blicke, und keiner achtete auf seine Rede. Als er aber nun zu den Weibern kam, da stand Maria in ihrer Mitte, ermahnte sie zur Geduld und zur Ertragung ihres Schicksals, welches von Gott käme, dem liebevollen Vater der Menschen, der wohl wisse,

wozu alles gut sey. Solche Worte rührten den wackern Greis, und er fragte: woher Maria das wisse. Da erzählte diese, wie Otto sie belehrt und getäuket habe; und Dominicus befahl, ihr sofort die Fesseln abzunehmen, weil sie eine Christin wäre, führte sie zu dem Herrn Landmeister, und bat ihn, auf ihre Worte zu achten; aber da der Landmeister nach allem fragte, was er gesehen hätte, dem Opfersteine, der Wiege und dem Opfermesser, sie aber nicht gerne zur Verräterin an Ulrich werden, und nicht die Unwahrheit sprechen wollte, so stockte sie zuweilen, und verwirrte sich in ihrer Rede, so daß der Landmeister sie als eine Betrügerin von sich wies und auch Dominicus an ihr irre ward.

Maria aber behielt die ihr einmal ertheilte Freiheit; eine ehrbare Bürgerfrau nahm sie in ihren Dienst auf, und Dominicus ließ sie täglich mit den andern Neubekehrten zu dem Unterrichte zu sich kommen. — Ulrich und Otto wurden indeß vor Gericht gestellt.

Voll Reue gestand Ulrich alles ein, wodurch er gesündigt hatte; um so weniger wollte man den Reden Otto's, der vor Gott und den Heiligen seine Unschuld betheuerte, Glauben beimessen, und der Landmeister gebot sogar, daß man die peinliche Frage anwenden sollte. Otto verzagte nicht; Ulrich hingegen ward kleinmüthig, bei dem Anblicke der Marter und des wahrscheinlich nahen Todes. O! rief er aus, als er sah, daß Otto so sanft schlief, wie glücklich ist derjenige, der ein reines Gewissen hat. — Tröstend sank auf ihn auch ein leichter Schlummer. Da erschien ihm im Traume Menesena mit den beiden Kindern auf dem Arme; aber bleich und abgezehrt, sank an seine Brust, und rief schluchzend: Nur du kannst mich retten, nur du allein. Er erwachte; aber das Traumbild schwebte vor seiner Seele, und er weinte laut. O! rief er, daß ich dich retten könnte, alles wollte ich thun.

Willst du? fragte eine bekannte Stimme, so lächelt dir Hoffnung und Glück. Drei-

sig Jahre sollst du bei der höchsten Gesundheit, in Reichthum und Ueberfluß, in Meneseza's Armen, geehrt, in jeder deiner Unternehmungen glücklich, leben, deine Kinder erwachsen und versorgt erblicken, wenn du —

Was soll ich, mein guter Heinrich, zur Erreichung dieses Zweckes thun?

Weiter nichts, sagte Heinrich, der jetzt vor ihn trat, als mit dieser eisernen Feder den kleinen Finger deiner linken Hand kreuzweise ritzen, mit ein paar Tröpfchen des Blutes, das aus deinem Herzen dorthin fließet, dieses Pergament mit deinen Namen unterzeichnen.

Er reichte ihm beides hin. Ulrich nahm es; aber da war es, als ob sein guter Engel ihm zuflüsterte, lies, ehe du schreibst. Darum sprach Ulrich, laß mir das Blatt hier, damit ich, wenn das Morgenlicht durch die kleine Oeffnung meinen Kerker erhellet, die Schrift lesen kann.

Wozu das, du kennst meine Treue, und weißt meine Zusage. Täglich fließen der gu-

ten Menesena Thränen um dich. Kannst du sie zu trösten zaudern?

Da erwachte Otto, machte nach seiner frommen Sitte das Zeichen des Kreuzes und betete zu Gott. Wie ein matter Blitz fuhr es jetzt durch das Gefängniß, welches ein Schwefeldampf füllte, indeß Heinrich verschwand.

Jesus, Maria! rief Otto, was war das?

Ulrich zeigte ihm die Feder und das Pergament, welches er noch in der Hand hielt.

Widerstehe doch, sprach Otto, der Versuchung des tückischen Höllengeistes. Wir müssen sterben, dies ist gewiß; denn auch ich hatte eine Erscheinung; aber vernimm, wie tröstlich sie war. Ehe ich gestern einschlief, überdachte ich meine Vergangenheit, und wie ich in Gefahr, den Abgöttern der Preußen geopfert zu werden, gegen Gott murrete, daß ich unverschuldet, in der Blüthe meines Lebens umkommen sollte, und ein heimlicher Stolz sprach zu mir: Was nütze

für der Märtyrer-Tod! Niemand wird dein Andenken ehren; denn kein Christ erfährt ja deinen Tod. Jetzt erwog und bereuete ich diesen Stolz, und bat Gott, daß, wenn der mir als Verbrecher angedrohte Tod zur Büßung meiner Sünden über mich verhängt seyn sollte, Gott und die Heiligen mir Kraft verleihen möchten diese Marter und Schmach geduldig zu leiden. Sanft entschlief ich und erblickte mich in einem schönen Garten voll blühender Bäume, unter ihnen standen weißgekleidete Jünglinge mit Palmen in den Händen, und mich durchbebte ein Wonnegefühl, wie ich es auf Erden noch nie empfunden hatte. Da schwebte in einer hellen Wolke, den göttlichen Sohn auf dem Arme, die heilige Jungfrau herbei; ich sank auf die Knie, sie aber neigte eine weiße Lilie gegen mich, welche sie in ihrer Rechten trug. Schnell bekränzete einer der himmlischen Jünglinge mit einer Palme mein Haupt. „Sei willkommen!“ sprach er mit holdsel-

ger Stimme: „der Scheiterhaufen hat dich von der Erde Schlacken befreit. Sei willkommen im Kreise der heiligen Märtyrer.“ Da ertönten ihre Harfen und ein himmlischer Gesang. Mich ergriff ein Entzücken, und lange war ich mir selbst unbewußt, da weckte mich eine Stimme: „Rette deinen Willegefangenen, Reue führt zur Gnade! Irdische Strafe rettet von der ewigen!“

Ulrich, da er solches hörte, warf sich auf seine Knie. Sein Herz wurde erweicht, Thränen strömten über seine Wangen hinab.

Segne mich, sprach er zu Otto, segne mich! denn auf dir ruhet kein Verbrechen. Flehen will ich, so lange noch ein Athem in mir ist, um Erbarmung zu Gott, und die Strafe meiner Sünden ohne Murren ertragen!

Beide beteten vereint, und gelobten sich, wenn man sie auch peinlich befragen sollte, und sogar auch in den Flammen Geduld und Standhaftigkeit.

Jetzt öffnete sich die Thür des Kerkers und der fromme Bruder Dominicus trat hinein. Er ermahnte beide, Gott die Ehre zu geben, und die Wahrheit zu bekennen; denn man würde sie in Kurzem vor Gericht führen. Freimüthig gestand ihm jetzt Ulrich alle seine Fehler, erzählte ihm selbst die Begebenheiten der vergangenen Nacht, und zeigte ihm Feder und Pergament. Mit Entsetzen las solches Dominicus: es enthielt unter schrecklichen Lästerungen Entsagung des Taufbundes und des Erlösers, und verschrieb nach drei Jahren voll unaufhörlichem Lebensgenusse Leib und Seele dem Satan.

Hah! rief Ulrich, du schändlicher Lügner! dreißig Jahre verhießest du mir, und auch um diese wolltest du mich betrügen.

Jetzt wandte sich Dominicus zu Otto, der betheuerte seine Unschuld, gestand aber auch, was ihm begegnet war. Die Knechte des Landmeisters traten indeß herein, beide vor Gericht zu führen. In diesem saßen neben dem

Landmeister nicht sämmtliche Ritter, sondern nur die, welche er dazu erkohren hatte, Männer seines Gelichters, strenge und hartherzig, durch beständigen Krieg, und Mord gleichgültig gemacht gegen Vergießung von Menschenblut. Alles, was man in dem Walde und in der Wohnung aufgefunden hatte, das leugneten beide nicht ab: und da nun Ulrich seine Vergehen gestand, zugleich aber Otto's Unschuld betheuerte, da lachte Hartmann wild auf und rief: Beide sehen es wohl, daß sie nicht zu retten sind! darum will der eine alle Schuld auf sich nehmen, damit der andere davon komme: aber die Folter soll schon euer Geständniß erpressen. Nun aber trat Dominicus auf, der die Gefangenen begleitet hatte, und indem er darthat, daß die Folter nicht für ritterbürtige Männer, kein Bruder deutschen Ordens den andern foltern zu lassen berechtigt wäre, rieth er, die Sache vor Meister und Kapitel zu bringen. Einer der Richter Eberhard von Sonzheim, ein strenger, aber gerech-

ter Mann, ſtimmte ihm bei, ein zweiter wurde bedenklich. Darüber ergrimmte Hartmann, beleigte den frommen Dominicus mit heftigen Scheltworten, und befahl die Gefangenen wieder in den Kerker zu führen. Mit Ritter Eberhard aber kam es zu harten Worten, ſo daß ſolcher mit der Erklärung, bei dem Hochmeiſter Klage darüber zu führen, das Gemach verließ.

Hartmann, der, weil er wußte, daß er von den Rittern gehaßt wurde, um ſeinem Grolle zu genügen, ſie in grobes Tuch kleidete und ihnen ſchlechte Speiſen gab, daher wohl wiſſen konnte, daß niemand ſeiner in Ehren gedachte, wollte doch, wie alle, die ein böſes Gewiſſen treibt, gerne hören, wie die Leute von ihm ſprachen, und niemanden wünſchte er mehr zu belauſchen, als den Ritter Helmreich von Reichenberg, der wegen ſeiner tapfern ritterlichen Thaten und wegen ſeines edlen ſanften Herzens von jedermann geliebt und geachtet, daher aber auch von Hartmann tödtlich

gehaßt und beneidet wurde. Jetzt in den Mantel eines Knechtes gehüllet, schlich er, da es finster wurde, unter den gewölbten Lauben der Häuser umher. Da hörte er zwei Ritter mit einander sprechen; er lauschte. Der eine — es war deutlich Eberhards Stimme — sagte ganz vernehmlich: Hartmann will sich furchtbar machen; aber wenn wir alles aufbieten, daß er die Gefangenen mit Ehren frei lassen muß, von denen er so oft betheuert hat, daß sie auf dem Scheiterhaufen sterben müßten, so haben wir viel gewonnen; denn unser Anhang wird täglich stärker, seine Feinde werden muthiger werden. — Da antwortete der andere: darin habt ihr ganz recht; aber Hartmann ist weder weibisch, noch ein Dummkopf. Er wird sicher durchgreifen, mit ein paar seiner Anhänger wird er den Gefangenen ein Urtheil sprechen, die Sache bis zur Hinrichtung geheim halten, und diese selbst beschleunigen.

Das wäre, antwortete Eberhard, ein abscheulicher Strich durch unsere Rechnung: aber er muß doch Meister und Kapitel scheuen...

Nicht doch, erwiederte Helmerich, er ist des Landes wohl kundig, ein guter erfahrner Feldherr, der Orden bedarf seiner jetzt in Preußen. Ist daher einmal die Hinrichtung geschehen, so bekommt er darüber einen harten Verweis, das aber erfährt niemand. Jedermann aber weiß alsdann, daß wir nichts ausgerichtet haben. Wir stehen daher vor aller Welt da gleich einfältigen Knaben, und er ist mächtiger als zuvor.

Sie gingen in ein benachbartes Gäßchen; ihre weißen Mäntel waren auch in der Dunkelheit und hiedurch ihre Größe kenntlich. Hartmann, der ihnen anfänglich nachsah, lief auf das Schloß, befahl, schleunigst, noch in derselben Nacht den Scheiterhaufen zu errichten; rief einige seiner Getreuen zu sich, und faßte mit ihnen das Todesurtheil ab. Am folgenden Morgen aber, als die Ritter aus dem

Chor kamen, sandte er einen ihm ergebenen Priesterbruder, die Gefangenen zum Tode zu bereiten, versammelte einen Haufen Knechte, befahl schnell einen Wagen zuzubereiten, ließ die Gefangenen vor sich führen, verkündete ihnen das Urtheil. Diese hörten solches mit großer Standhaftigkeit. Otto aber sprach:

Verzeihe euch Gott das Unrecht, das ihr mir zufüget, und ich wünsche, daß euer Ende einst so ruhig auf eurem Sterbepfühl sein möge, als das meinige in den Flammen sein wird.

Allen kam die Sache unerwartet, jeder riß das Fenster auf, oder trat vor die Thür, als der Zug vorüberging; so auch Maria, und als die beiden Verurtheilten vorüber fuhren, grüßte Otto sie freundlich und rief: „Sei getrost, Maria! und wanke nicht in deinem Glauben, es ist eine Ewigkeit, es ist ein Gott!" Hartmann aber trieb die Knechte, sich zu fördern. Ulrich und Otto aber verzagten nicht, sondern beteten laut, bis an ihren Tod; Ulrich in ruhiger Ergebung und Otto mit Freudigkeit

des Geistes, so daß alle Zuschauer ausriefen: „Er ist unschuldig, ein Heiliger, unser Ende sei wie das dieses Gerechten!"

Als aber Hartmann zurück durch die Straße ritt, hörte er, wie jedermann Flüche und Verwünschungen über ihn ausstieß; und als er in das Schloß kam, fand er die Brüder des Ordens versammelt, unter diesen Helmerich, der ihm erklärte, daß er sich ferner aller Gewalt enthalten möge, indem ihm niemand gehorchen würde, bis der Hochmeister und das Kapitel entschieden hätten. „Denn," fügte er hinzu, „wenn man wegen der so eben verübten Freveltat mit christlicher Milde über euch urteilen will, muß man euch für wahnsinnig halten." Da ward Hartmann wütend, und rückte nun die Worte ihnen vor, die er gestern von ihm und Eberhard in der Dämmerung gehört hatte. Helmerich aber wandte sich zu allen übrigen Brüdern und sprach: „Könnt ihr mir nicht alle zeugen, daß ich gestern den ganzen Tag hindurch das Bette hütete?"

Dies bejaheten sie insgesammt. Eberhard aber wandte sich zu Dominicus und sprach: „War ich nicht gestern bei euch den ganzen Nachmittag hindurch bis zur Abendmahlzeit?" Dies bezeugte Dominicus und noch einige der Anwesenden. Hartmann knirschte vor Wut, mußte sich aber in sein Schicksal fügen.

Dominicus aber ward bald darauf zu Marta gerufen; denn diese war, als Otto die letzten Worte zu ihr sprach, mit einem Schrei ohnmächtig hingesunken. Sie erwachte nach einigen Stunden, sagte, daß ihr Otto erschienen wäre und verkündet hätte, daß nach drei Tagen, auch ihre Erlösung herannahe. Sie verlangte mit den heiligen Sacramenten versehen zu werden, betete mit Inbrunst; ihre Kräfte sanken allmälich herab, nach drei Tagen war sie nicht mehr. —

Hartmann, von wildem Unmuth getrieben, ging wütend umher. Da trat er einst an das Fenster, hörte von fern den Gesang bei einer Leiche; das Kreuz ward dem Sarge vor-

getragen. Alle Frauen und Jungfrauen folgten. Da riß Hartmann das Fenster auf, und sagte: Wer ist dieser Todte? Einer aus dem Haufen rief: „Maria, die fromme Preußische Jungfrau, deren Tod du auch befördert hast, Bösewicht!" Er bebte zurück, kein Schlaf kam in sein Auge, ihm ward auf dem Lager, als läge er auf glühenden Kohlen. Drum sprang er auf und setzte sich in den Lehnstuhl. O, rief er aus, nimmer wär' es so weit gekommen, hätten nicht Helmerich und Eberhard mir den abscheulichen Rath ertheilt. Verflucht mögen sie seyn die Lügner, die jetzt ihre Worte verläugnen. — Da rief der Wächter die Mitternachtsstunde; ein wildes Gelächter schallte durch Hartmanns Gemach, und vor ihm standen Helmerich und Eberhard in ihren weißen Mänteln, auf welchen aber kein schwarzes Kreuz war. Erinnerst du dich, sagte die Gestalt Helmerichs, des Welnuwa, von dem die durch dich ermordeten Ritter erzählten? Die Befehle Satans hatte ich, ein mächtiger

Geist, nicht gehörig vollzogen, da ward ich verdammt, den Menschen die ich hasse, dienstbar zu sein, bis sich drei Seelen der Hölle zugesellt hätten. Ulrich entging mir durch Reue, Otto und Maria durch ihre Tugend, du aber entgehest mir und meinem Compane nicht. Sieh, in welcher Gestalt wir dir einst an deinem Sterbelager erscheinen werden. — Hartmann richtete auf, sah zwei gräßliche Teufel und Jesum Maria! machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, sie verschwanden, aber Ruhe kam nicht mehr in sein Herz.

Endlich langte auch der Schluß vom Meister und Kapitel in Preußen an. Helmerich ward zum Landmeister ernannt, und dies vermehrte noch die Qual des abgesetzten Hartmann, der in Begleitung eines Ritterbruders nach Deutschland geschickt wurde. Sein Gemüthszustand, der an Wahnsinn grenzte, und der Anblick seiner schrecklichen Gewissensangst machten, daß er einer strengen Untersuchung entging; doch starb er nach wenig Monaten.

So lange aber das Schloß zu Elbing stand, wagte es niemand, sobald die Nacht eingebrochen war, in das Gemach zu gehen, worin Hartmann das ungerechte Todesurtheil sprach; denn man hörte darin oft ein schreckliches Getöse, Gewinsel und Geheul, und jeder sagte dann: das ist Hartmanns Geist. Dominicus aber und einige fromme Ritter und Priesterbrüder sammelten vom Scheiterhaufen Ulrichs und Otto's Gebeine, und verscharrten sie in geweihte Erde auf dem Kirchhofe des schwarzen Klosters, wo noch lange nachher ein viereckiger Stein auf dieser Stelle lag, bei dem viel fromme Leute, wenn sie vorübergingen, für das Heil der abgeschiedenen Seelen Ulrichs und Otto's beteten.

Das verwünschte Schloß.

Eine Volkssage.

Eine Verfehlung.

Bey vielen alten Leuten, welche das Erzählte selbst gesehen, oder doch von ihren Eltern und andern glaubwürdigen Personen gehört zu haben versichern, läuft noch von dem verwünschten Schlosse, einem Hause, welches vormals zu Königsberg in Preußen lag, die Sage umher, daß niemand in dem stattlichen Gebäude zu wohnen vermochte, weil es dort besonders zur Geisterstunde gräßlich umher ging, bald mit Wimmern und Aechzen, bald mit schrecklichem Toben und wildem Geheul, so daß jedem, der solches hörte, sich das Haar empor sträubte, und manchen, der hier wohnen zu können geglaubt hatte, lief, wenn er das Getöse vernahm, so schnell als er konnte, davon. Das schrecklichste aber war noch, daß zur Mitternachtstunde, sobald die Thurmuhr den ersten Schlag that, sich das Flügelthor

weit öffnete; aus diesem fuhr dann ein Wagen, bespannt mit schwarzen Pferden, worin eine Frau saß; diese aber, so wie der Kutscher auf dem Bocke und der Diener, welcher hinten aufstand, waren ohne Haupt. Jeder der Nachbarn, welcher den Wagen so schnell daher rollen hörte, den überlief es eiskalt; wer aber auf der Straße war, der suchte schnell zu entfliehen; denn ein vermessener Trunkenbold, der alles für ein Mährlein erklärte, und, um eine Wette zu gewinnen, in den Tritt des vorüberfahrenden Wagens zu springen, alles genau zu prüfen versprach, bekam, als er dieses that, einen solchen Baktenstreich, daß er bis an sein Ende die Zeichen davon trug. Der Wagen aber kehrte jederzeit, wenn er einige Straßen durchfahren [illegible] dergestalt zurück, daß er, wenn die [illegible]eins schlug, wieder durch das Thor [illegible] alsdann wieder mit gewaltigem [illegible]er ihm zugeschlagen wurde. Wo[illegible] komme, und was es damit für

eine Bewandtniß habe, darüber hat sich folgende Erzählung erhalten.

Zur Zeit, als Markgraf Albrecht Preußens Herzog war, da wohnte in diesem Hause der reiche Kurd, seit zehn Jahren Wittwer, mit seiner einzigen Tochter Gertrud. Sie waren von edlem Geschlecht und sehr reich, hatten große Güter. Gertrud war schön und wohlgestalt, Kurd noch in hohem Alter frisch und gesund, und doch wurden beide des Lebens nimmer froh; denn sie dachten nicht an Gott noch dessen Gebote; beteten nie, besuchten die Kirche nur zum Schein und um der Leute willen. Was ihnen der Himmel so reichlich beschehrt hatte, das genossen sie nicht, sondern ihr Dichten und Trachten ging einzig dahin, wie sie noch immer mehr Geld zusammen scharren, immer noch mehr Güter an sich bringen sollten. Auf die vielen Tausenden ihrer Nebenmenschen, die weniger hatten als sie, blickten sie nimmer zurück; sahen aber jederzeit mit

Scheelsucht und Neid auf das kleinste Theil, das dem Nächsten zu Theil ward.

So lebten sie ungenügsam und unzufrieden mit Gott und den Menschen, suchten auf dem ungerechtesten Wege, was sie vermochten, und selbst durch Wucher und hohe Zinsen, die letzte Habe der Armen, der Wittwen und Waisen an sich zu reißen. Sie thaten sich nimmer gütlich, ließen daher auch ihr Gesinde darben, plagten ihre Unterthanen, forderten unerschwingliche Arbeit, und wehe dem, der ihren Forderungen nicht genügte. Denn Hans der Kutscher und Peter der Diener, beide seit langen Jahren Werkzeuge von der Strenge ihrer Herrschaft, selbst auch Leibeigene, aber den übrigen vorgezogen und milder behandelt, vollzogen sofort die ihnen übertragenen Strafen, fanden bald durch Gewohnheit Freude daran, die Menschen zu plagen, und thaten zuletzt oft mehr, als ihnen geboten war.

Wie Kurd seinen Reichthum vermehrt hatte, das sah dann nun wol freilich jeder

mann; woher aber eigentlich die Ursach desselben gekommen, das wußte niemand; denn er hatte von seinen Eltern nur ein mäßiges Vermögen ererbt, aber in wenig Jahren ansehnliche Güter erkauft, und alles mit baarem Gelde bezahlt. Daher liefen mancherley sonderbare Gerüchte umher, manche meinten: er habe einen Schatz gefunden; andere äußerten mit bedenklichem Kopfschütteln, daß seine verstorbene Ehefrau, vormals blühend und roth, allmählich dahin gewelkt wäre, und daß sie oft mit Thränen im Auge und ängstlichem Händeringen, selbst, wenn alles geschlafen, umher gegangen wäre, als ob das böse Gewissen sie treibe und ihr nicht Ruhe lasse. Sie habe auch auf ihrem Sterbebette keinen Zuspruch des Geistlichen angenommen. Was aber davon der Grund gewesen seyn könne, das wußte niemand. — Weil aber seine Güter auf beiden Seiten des Pregels lagen, und Kurd bald hier, bald dort seyn wollte, wohnte er größtentheils zu Königsberg, doch, allen-

unerwartet, oft selbst um Mitternacht, fuhr er bald auf dieses, bald auf jenes Gut, und züchtigte schrecklich und über die Maaßen, wenn er nicht alles seiner Anordnung gemäß fand. Fräulein Gertrud war in allem des Vaters Ebenbild, wo beide auf ihren Gütern erschienen, da zitterte ein jeder, und von da, wo sie sich entfernten, folgten ihnen Flüche und Verwünschungen nach, und es lief ein sonderbares Gerücht umher, daß Kurd in mehrern Gestalten umhergehe, und oft an zwei und mehr Orten zugleich sei, welches viele also deuteten, daß böse Geister seine Gestalt annähmen und ihr Wesen trieben. Daher kam es denn, daß obgleich Gertrud schon ihr vier und zwanzigstes Jahr erreicht hatte, und oft, angethan mit Gewändern von Sammet und Seide, geschmückt mit köstlichen Spangen, echten Perlen und Edelsteinen, gleich einer Fürstin einhertrat, und dem, der sie nicht kannte, wegen ihrer schönen Gestalt als ein Engel des Lichtes erschien, sich dennoch bis jetzt kein Freier um

sie bewirken hatte, wodurch im Innern ihres Herzens der Groll und Unwille gegen die Menschen noch höher stieg.

Um diese Zeit kehrte Rudolph, ein edler Mann ritterlichen Geschlechtes, nach Preußen seinem Vaterlande zurück. Er hatte in den Kriegen Kaiser Karls des 5ten, nachher unter dem Kurfürsten Moriz von Sachsen gedient, war bei Magdeburg durch einen Schuß im rechten Arme dergestalt verwundet worden, daß er nicht mehr das Schwert recht zu führen vermochte, und weil nach dem Vertrage zu Passau im lieben Deutschlande der Frieden wieder einzukehren schien, des Kriegsgetümmels müde, in seine Heimath zurückgekehrt. Dem Ruf großer ritterlicher Thaten, aber nicht Geld und Gut hatte er mitgebracht; ein kleines Vermögen hoffte er in seinem Vaterlande zu finden; aber seine Mitter hatten mancherlei Unfälle betroffen, so daß Rudolf mit betrübtem Herzen sein väterliches Gut mit

Schulden belastet, und für sich selbst wenig frohe Aussicht fand.

Da er nun einst, traurig und mit kummervollem Herzen, seinen Geschäften zu Königsberg nachging, traf er auf der Straße seinen Jugendfreund Wolf, und gleich nach der ersten Begrüßung klagte er ihm vertrauensvoll seine Noth.

Ei, sagte Wolf, du bist ja ein schöner Mann, noch in deinen besten Jahren, und vermagst daher wohl jeden jungen Gesellen bei den Weibern auszustechen. Suche dir ein reiches Weib, tilge die Schulden, die auf deinem Gute haften, und alle deine Sorgen sind dahin.

Wie soll ich, sagte Rudolf, der ich in meinem Vaterlande durch die lange Abwesenheit ein Fremdling geworden bin, ein reiches Weib finden?

In dem Augenblicke ging Fräulein Gertrud vorüber, und Rudolf, der an ihrem Anstande, Kleidung und Geschmeide erkannte,

daß sie nichts Gemeines war, riß schnell das Barett vom Kopfe, und verneigte sich tief, wofür Gertrud dem schönen Manne mit freundlichem Blicke höflich dankte.

Da, sprach Wolf, ist gleich ein reiches Fräulein; nur hat es einen Haken.

Und welchen denn?

Sie ist die Tochter des reichen, aber auch harten und geizigen Kurd, und soll ihrem Vater nicht mähnlich seyn.

Wenn nichts weiter ist, sagte Rudolph lachend; ich habe ja viel wilde Landsknechte in Ordnung gehalten, und werde also auch wohl mit dem Weibe fertig werden, wenn sie gleich nicht fehlerfrei ist, und lieber Bruder, wenn es mir glingen sollte, mir ihre Gunst zu erwerben, und wenn sie einst Mutter werden sollte, dann wird sie sich auch gewiß aus Liebe zu ihrem Manne schon nach dessen Willen fügen.

Du hast guten Glauben, erwiederte Wolf, und wenn du es in der That also meinst,

Drei

Geschichte Christi.

Eine Erzählung.

Bey vielen alten Leuten, welche das Erzählte selbst gesehen, oder doch von ihren Eltern und andern glaubwürdigen Personen gehört zu haben versichern, läuft noch von dem verwünschten Schlosse, einem Hause, welches vormals zu Königsberg in Preußen lag, die Sage umher, daß niemand in dem stattlichen Gebäude zu wohnen vermochte, weil es dort besonders zur Geisterstunde gräßlich umher ging, bald mit Wimmern und Aechzen, bald mit schrecklichem Toben und wildem Geheul, so daß jedem, der solches hörte, sich das Haar empor sträubte, und manchen, der hier wohnen zu können geglaubt hatte, lief, wenn er das Getöse vernahm, so schnell als er konnte, davon. Das schrecklichste aber war noch, daß zur Mitternachtstunde, sobald die Thurmuhr den ersten Schlag that, sich das Flügelthor

weit öffnete; aus diesem fuhr dann ein Wagen, bespannt mit schwarzen Pferden, worin eine Frau saß; diese aber, so wie der Kutscher auf dem Bocke und der Diener, welcher hinten aufstand, waren ohne Haupt. Jeder der Nachbarn, welcher den Wagen so schnell daher rollen hörte, den überlief es eiskalt; wer aber auf der Straße war, der suchte schnell zu entfliehen; denn ein vermessener Trunkenbold, der alles für ein Mährlein erklärte, und, um eine Wette zu gewinnen, in den Tritt des vorüberfahrenden Wagens zu springen, alles genau zu prüfen versprach, bekam, als er dieses that, einen solchen Backenstreich, daß er bis an sein Ende die Zeichen davon trug. Der Wagen aber kehrte jedesmal, wenn er einige Straßen durchfahren war, dergestalt zurück, daß er, wenn die Thurmuhr Eins schlug, wieder durch das Thor fuhr, welches alsdann wieder mit gewaltigem Krachen hinter ihm zugeschlagen wurde. Woher aber dies komme, und was es damit für

eine Bewandtniß habe, darüber hat sich folgende Erzählung erhalten.

Zur Zeit, als Markgraf Albrecht Preußens Herzog war, da wohnte in diesem Hause der reiche Kurd, seit zehn Jahren Wittwer, mit seiner einzigen Tochter Gertrud. Sie waren von edlem Geschlecht und sehr reich, hatten große Güter. Gertrud war schön und wohlgestalt, Kurd noch in hohem Alter frisch und gesund, und doch wurden beide des Lebens nimmer froh; denn sie dachten nicht an Gott noch dessen Gebote; beteten nie, besuchten die Kirche nur zum Schein und um der Leute willen. Was ihnen der Himmel so reichlich beschehrt hatte, das genossen sie nicht, sondern ihr Dichten und Trachten ging einzig dahin, wie sie noch immer mehr Geld zusammen scharren, immer noch mehr Güter an sich bringen sollten. Auf die vielen Tausenden ihrer Nebenmenschen, die weniger hatten als sie, blickten sie nimmer zurück; sahen aber jederzeit mit

Scheelsucht und Neid auf das kleinste Gut, das dem Nächsten zu Theil ward.

So lebten sie ungenügsam und unzufrieden mit Gott und den Menschen, suchten auf dem ungerechtesten Wege, was sie vermochten, und selbst durch Wucher und hohe Zinsen, die letzte Habe der Armen, der Wittwen und Waisen an sich zu reißen. Sie thaten sich nimmer gütlich, ließen daher auch ihr Gesinde darben, plagten ihre Unterthanen, forderten unerschwingliche Arbeit, und wehe dem, der ihren Forderungen nicht genügte. Denn Hans der Kutscher und Peter der Diener, beide seit langen Jahren Werkzeuge von der Strenge ihrer Herrschaft, selbst auch Leibeigene, aber den übrigen vorgezogen und milder behandelt, vollzogen sofort die ihnen übertragenen Strafen, fanden bald durch Gewohnheit Freude daran, die Menschen zu plagen, und thaten zuletzt oft mehr, als ihnen geboten war.

Wie Kurd seinen Reichthum vermehrt hatte, das sah dann nun wol freilich jeder

mand; woher aber eigentlich der Grund deſſelben gekommen, das wußte niemand; denn er hatte von ſeinen Eltern nur ein mäßiges Vermögen ererbt, aber in wenig Jahren anſehnliche Güter erkauft, und alles mit baarem Gelde bezahlt. Daher liefen mancherley ſonderbare Gerüchte umher, manche meinten: er habe einen Schatz gefunden; andere äußerten mit bedenklichem Kopfſchütteln, daß ſeine verſtorbene Ehefrau, vormals blühend und roth, allmählich dahin gewelkt wäre, und daß ſie oft mit Thränen im Auge und ängſtlichem Händeringen, ſelbſt, wenn alles geſchlafen, umher gegangen wäre, als ob das böſe Gewiſſen ſie treibe und ihr nicht Ruhe laſſe. Sie habe auch auf ihrem Sterbebette keinen Zuſpruch des Geiſtlichen angenommen. Was aber davon der Grund geweſen ſeyn könne, das wußte niemand. — Weil aber ſeine Güter auf beiden Seiten des Pregels lagen, und Kurd bald hier, bald dort ſeyn wollte, wohnte er größtentheils zu Königsberg; doch, allen-

unerwartet, oft selbst um Mitternacht, fuhr er bald auf dieses, bald auf jenes Gut, und züchtigte schrecklich und über die Maaßen, wenn er nicht alles seiner Anordnung gemäß fand. Fräulein Gertrud war in allem des Vaters Ebenbild, wo beide auf ihren Gütern erschienen, da zitterte ein jeder, und von da, wo sie sich entfernten, folgten ihnen Flüche und Verwünschungen nach, und es lief ein sonderbares Gerücht umher, daß Kurd in mehrern Gestalten umhergehe, und oft an zwei und mehr Orten zugleich sei, welches viele also deuteten, daß böse Geister seine Gestalt annähmen und ihr Wesen trieben. Daher kam es denn, daß obgleich Gertrud schon ihr vier und zwanzigstes Jahr erreicht hatte, und oft, angethan mit Gewändern von Sammet und Seide, geschmückt mit köstlichen Spangen, echten Perlen und Edelsteinen, gleich einer Fürstin einher trat, und dem, der sie nicht kannte, wegen ihrer schönen Gestalt als ein Engel des Lichtes erschien, sich dennoch bis jetzt kein Freier zum

sie bewogen hatte, wodurch im Innern ihres Herzens der Groll und Unwille gegen die Menschen noch höher stieg.

Um diese Zeit kehrte Rudolph, ein edler Mann ritterlichen Geschlechtes, nach Preußen seinem Vaterlande zurück. Er hatte in den Kriegen Kaiser Karls des 5ten, nachher unter dem Kurfürsten Moriz von Sachsen gedient, war bei Magdeburg durch einen Schuß im rechten Arme dergestalt verwundet worden, daß er nicht mehr das Schwert recht zu führen vermochte, und weil nach dem Vertrage zu Passau im lieben Deutschlande der Frieden wieder einzukehren schien, des Kriegsgetümmels müde, in seine Heimath zurückgekehrt. Den Ruf großer ritterlicher Thaten, aber nicht Geld und Gut hatte er mitgebracht; ein kleines Vermögen hoffte er in seinem Vaterlande zu finden; aber seine Mutter hatten mancherlei Unfälle betroffen, so daß Rudolf mit betrübtem Herzen sein väterliches Gut mit

Schulden belastet, und für sich selbst wenig frohe Aussicht fand.

Da er nun einst, traurig und mit kummervollem Herzen, seinen Geschäften zu Königsberg nachging, traf er auf der Straße seinen Jugendfreund Wolf, und gleich nach der ersten Begrüßung klagte er ihm vertrauensvoll seine Noth.

Ei, sagte Wolf, du bist ja ein schöner Mann, noch in deinen besten Jahren, und vermagst daher wohl jeden jungen Gesellen bei den Weibern auszustechen. Suche dir ein reiches Weib, tilge die Schulden, die auf deinem Gute haften, und alle deine Sorgen sind dahin.

Wie soll ich, sagte Rudolf, der ich in meinem Vaterlande durch die lange Abwesenheit ein Fremdling geworden bin, ein reiches Weib finden?

In dem Augenblicke ging Fräulein Gertrud vorüber, und Rudolf, der an ihrem Anstande, Kleidung und Geschmeide erkannte,

daß sie nichts Gemeines war, riß schnell das Barett vom Kopfe, und verneigte sich tief, wofür Gertrud dem schönen Manne mit freundlichem Blicke höflich dankte.

Da, sprach Wolf, ist gleich ein reiches Fräulein; nur hat es einen Haken.

Und welchen denn?

Sie ist die Tochter des reichen, aber auch harten und geizigen Kurd, und soll ihrem Vater nicht unähnlich seyn.

Wenn nichts weiter ist, sagte Rudolph lachend; ich habe ja viel wilde Landsknechte in Ordnung gehalten, und werde also auch wohl mit dem Weibe fertig werden, wenn sie gleich nicht fehlerfrei ist, und lieber Bruder, wenn es mir glingen sollte, mir ihre Gunst zu erwerben, und wenn sie einst Mutter werden sollte, dann wird sie sich auch gewiß aus Liebe zu ihrem Manne schon nach dessen Willen fügen.

Du hast guten Glauben, erwiederte Wolf, und wenn du es in der That also meinst,

so will ich schon morgen dein Brautwerber seyn, und hoffe, die Sache soll dir nicht mißlingen.

Darauf reichte er ihm die Hand, Rudolf schlug ein, und beide gingen am folgenden Morgen zu Herrn Kurd.

Gerade als sie in das Haus traten, kam ihnen Fräulein Gertrud schon an der Thüre geschmückt, entgegen, weil sie eben ausgehen im Begriff stand. Wolf bat sie freundlich umzukehren, weil der Besuch sie eigentlich gälte. Rudolf aber, der sie nun genauer betrachtete, und dem sie noch besser als Tages zuvor gefiel, sagte ihr nun mit freundlichen Worten sein Anliegen, und wie sie gestern bei dem ersten Blicke gleich sein ganzes Herz gewonnen habe. Gertrud war roth vor Freuden; denn auf einen so schönen stattlichen Mann hatte sie beinahe nicht mehr gerechnet. Doch sprach sie züchtig und mit sanfter Stimme, daß alles von ihrem Vater abhänge. Wolf aber, vermeinend, man müsse das Eisen schmieden, weil es noch warm ist, bat sie, bei ihrem

Vater ein geneigtes Jäwort einzulegen, und da Rudolf auch mit freundlichen Worten in sie drang, reichte sie ihm mit verschämtem Blicke die Hand. Die küßte Rudolf zärtlich, und sie führte ihn nun zu dem Alten, den solches nicht wenig befremdete.

Wolf machte seinen Antrag; Kurd aber sprach auch von den theuren und bösen Zeiten, und wie daher jeder Vater, der seine Tochter ausgebe, auch fragen müsse: wovon diese, dere einst als Wittwe leben solle, und er sich daher auch von Rudolfs Vermögen eine bestimmte Kunde erbitten müsse. Als ihm dieser aber nun offenherzig gestand, wie schlecht es mit ihm bestellt wäre, da zuckte Kurd die Schultern. Rudolf aber, dessen freundliche Blicke Gertrud indeß nicht unbeantwortet gelassen hatte, bat sie nun um die ihm verheißene Fürsprache. Daher, als ihn nun Kurd abschläglich bescheiden wollte, äußerte Gertrud, wie eine gute und fleißige Hausfrau auch wol mit Wenigem auskommen könne, und bat ihn

ren lieben Vater, solches doch auch zu erwägen. Kurd merkte wohl, wohin die Rede seiner Tochter zing, forderte daher drei Tage Bedenkzeit. Rudolf lud Fräulein Gertrud ein, daß sie doch seine Frau und Tochter besuchen möchte. Sie versprach solches noch am nämlichen Mittag zu thun. Daß sich Rudolf auch einstellte, ist leicht zu errathen; ihm ward der erste Bräutigamskuß zu Theil. Kurd bequemte sich auch nach dem Willen der Tochter, und nach wenig Tagen wurde die Hochzeit vollzogen.

Die Freude der Flitterwochen währte nicht lange, und bald gestand Rudolf seinem Freunde, daß es ein gar hochgeplagter Mann wäre, doch zeigte sich ihm noch immer tröstliche Hoffnung. Zuerst starb Kurd, und da schien es denn, als wollte es ein wenig besser werden. Gertrud ward Mutter und Rudolf hoffte nun, Mutterfreude sollte ihr Herz erwärmen. Zuweilen schien es ihm auch, als ob er seinen Zweck erreichen würde; aber

bald kehrte Gertrud doch wieder zu ihrer alten Weise zurück, und wenn er, der Vorwürfe über seine Armuth, der Härte, des Gesetzes und ihrer Unbarmherzigkeiten müde, sich schon von ihr trennen wollte, und er dann wieder auf seine kleine Elisabeth blickte; dann beschloß er alles zu ertragen, um diese dergestalt zu erziehen, daß sie nicht der Mutter Ebenbild würde. Da sie ihm auch einen Sohn gebar, so ward der kleine Rudolf ein neues Band, und so wenig auch die böse halsstarrige Gertrud zu beugen war, so gelang es doch ihrem Eheherrn, das Böse, welches sie beging, theils zu verhüten, theils zu vermeiden. Und da der alte Kurd einen Ehekontrakt vor der Hochzeit mit großer Behutsamkeit vor Notarius und Zeugen hatte abfassen lassen, worin es unter andern lautete, daß auf den Fall einer Ehescheidung, sie möge Statt finden, aus welchem Grunde sie wollte, Rudolf auf das Vermögen seiner Frau keinen Anspruch machen oder erhalten solle, so

mußte er sich schon, wenn er nicht ganz leer ausgehen wollte, in das böse Weib fügen, welches ihm dann auch die Gewohnheit nach und nach erträglich machte.

So waren in dieser warlich nicht glücklichen Ehe schon vier Jahre verflossen, als Gertrud auch auf den Einfall kam, eifersüchtig zu werden, und jede Magd, die Rudolf gefällig ansah, oder welcher er etwas mit freundlichen Worten gebot, ward der Gegenstand ihres tödtlichsten Hasses, und diesen auszulassen, fehlte es dann wol an Gelegenheit nicht. Einst da sie nun auf Veranlassung solcher schnöden Eifersucht eine arme Dirne um eines kleinen Vergehens willen hart züchtigen ließ, Rudolph aber selbst nicht für sie zu bitten wagte, sandte er die kleine Elisabeth, solches zu thun. Als diese nun der Mutter Knie umfaßte, ward diese, die es wol merkte, wer das Kind abgesandt hatte, außer sich vor Wuth, und schleuderte es mit einem Fußstoße von sich. Elisabeth taumelte, fiel an

das benachbarte Kamin und sank leblos nieder. Sie erwachte zwar; aber der herbeigerufene Arzt versicherte, daß sie nimmer ganz genesen würde, auch starb das arme Kind nach einigen Wochen. Daher forderte nun Rudolf die Ehescheidung, und daß man nicht einer solchen Mutter, sondern ihm den Sohn anvertrauen möge. Die Gerichte gewährten diese Forderung, und verordneten, daß Gertrud jährlich 200 Mark zu ihres Sohnes Erziehung an Rudolf zahlen sollte. Diese jammerte, als ob sie dadurch an den Bettelstab gerathe, und warf nun auf Vater und Sohn den tödtlichsten Haß, die aber auch beide ihr weiter nicht vor die Augen traten.

Nachdem einige zwanzig Jahre verstrichen waren, starb der alte Rudolf. Der Sohn aber, der auch zum Kriegsleben Lust hatte, war nach Deutschland gezogen, hatte unter dem Heere des Kaisers gegen die Türken in Ungarn gekämpft, und schloß mit einem Freiherrn von Pennigen eine herzliche Freundschaft. Als

nun der Feldzug geendet war, der Kaiser sein Heer abdankte, Rudolf nach Preußen zurückzukehren geneigt war, lud Venningen seinen Freund ein, mit ihm nach Franken zu gehen, und dort einige Monate hinzubringen; ein Antrag, den Rudolf nicht ablehnte, weil unter beiden, durch sonderbare Umstände, ein herzlicher Freundschaftsbund geschlossen war. Denn als einst der kühne Venningen mit den Seinigen zu weit vordrang, wurde er von den Türken umringt, und Leben und Freiheit schwebten nun in der größten Gefahr. Da ermahnte Rudolf die Seinigen, nicht zuzugeben, daß vor ihren Augen Christen, ihre Brüder, den Ungläubigen hingeopfert würden; sondern im Vertrauen auf Gott alles zu wagen. Bei den Tapfern fand seine Rede Gehör; manche der Flüchtlinge schlossen sich ihnen an. Muthig drangen sie in den Feind, befreit wurde Venningen, die Türken flohen. Zuvor aber that noch ein Spahis (oder türkischer Reiter) einen gewaltigen Schwertstreich nach Rudolf,

so daß dieser schwer verwundet vom Rosse sank. Wenningen, eingedenk dessen, was er für ihn gethan hatte, nahm sich seiner brüderlich an, ließ ihn nach Agram bringen. Weil aber die Stadt schon voll Verwundeter war, bewegte er die Mönche eines Klosters, ihn bei sich aufzunehmen und für die Heilung zu sorgen. Da aber Rudolfs Wunden sehr gefährlich waren, redeten die Mönche ihm zu, daß er, wenn auch gleich ihn Gott noch erretten könne, doch auch für seine Seele sorgen möchte. Rudolf gestand ihnen, daß er nicht ihres Glaubens wäre, und die Mönche drangen nun in ihn mit Flehen und Ermahnung, daß er in den Schooß der Kirche zurückkehren möge. Auch Wenningen, dem Glauben seiner Väter eifrigst ergeben, drang in ihn mit herzlicher, freundschaftlicher Bitte, daß er doch nicht so klüglich und verlassen dahin scheiden, sondern den Trost der Kirche annehmen möge. Rudolf, ein wackerer Kriegsmann, aber im Glauben nicht sonderlich unterrichtet, und daher

kein großer Eiferer für den seinen, fügte sich bei dem Anblicke des Todes nach dem Willen der Mönche und seines Freundes, der ihm hierdurch noch einmal so lieb gewann.

Als nun die beiden ritterlichen Helden auf das väterliche Erbgut Wenningens ankamen, wurden sie von dem alten Ritter Eberhard von Wenningen mit vieler Freude empfangen, und der alte Herr gewann den wackern Rudolf in kurzer Zeit so lieb, als ob es auch sein leiblicher Sohn wäre. Kein Wunder also, daß auch Fräulein Rosalie, eine Nichte des alten Wenningen, gegen Rudolf nicht gleichgültig war, und dieser, der bei dem Getümmel des Krieges bisher nicht gewußt hatte, was die Liebe sey, fühlte, da er jetzt seines Lebens ganz in Ruhe und Freude genoß, und die schöne Rosalie ihm immer vor Augen war, sich bald von der glühendsten Leidenschaft ergriffen. Der junge Wenningen, dem solches nicht entging, freute sich, bald mit seinem Freunde noch enger verbunden zu wer-

den, und Rosalie ward nicht unempfindlich gegen den schönen Mann, von dessen hohem Muthe und ritterlichen Thaten aus den Türkenkriegen der junge Wenningen noch täglich etwas zu erzählen wußte.

Wenn sie dann des Abends um den runden Tisch saßen, und der Becher umhergieng, dann forderte der alte Herr seinen neue Erzählungen vom Türkenkriege, was wenigstens den nicht weisel, dann müßte, weil der Alte sich daran nicht satt hören konnte, der Sohn erzählen, wie Rudolf ihn gerettet hatte. Das that dann auch der junge Wenningen eines Abends mit frohem dankbaren Herzen, und als er darauf kam, wie Rudolf leblos vom Pferde sank, fiel eine Thräne aus dem Auge der schönen Rosalie. Rudolf, entzückt über sich einen Lohn, nahm nun das Wort. Mein Freund, sprach er, erzählt nur, was ich für ihn that, nicht aber, wie er mir solches lohnte. Lebhaft und mit Rührung erzählte er nun, wie Wenningen ihn aus dem Getümmel

gebracht, mit Bruderliebe für ihn gesorgt, bei seinem Krankenlager gewacht, ihn gepflegt, mit ihm gebetet, und immer auf das Heil seiner Seele bedacht gewesen sey. Reichlicher flossen hierbei die Thränen der schönen frommen Rosalie; da rief Rudolf: Auch diese köstlichen Thränen, diesen herrlichen Lohn, selbst eure Bekanntschaft, holdseliges Fräulein, verdanke ich meinem Freunde; und wenn die stolze Deutung dieser Thränen mich nicht trügt, wenn ich euch, mein Fräulein, nicht gleichgültig bin, so erlaubt mir, daß ich mir eure Hand von eurem edlen Oheim erbitte. — O, Rosalie! rief der junge Venningen, der freudig von seinem Sessel sprang, verdirb mir nicht die schönste Hoffnung meines Lebens, mache meinen Freund glücklich. — Er ergriff Rosaliens Hand, legte sie in Rudolfs, führte beide zu seinem Vater, und sprach: Euren Segen über die Neuverlobten! — Der ehrwürdige Greis vermochte vor Rührung nicht zu sprechen, er drückte Rudolf, denn seine

Nichte an Rinnberg; dann sprach er: Gott und die Heiligen mögen auch das höchste Glück verleihen! — Rosalie und Rudolf sanken jetzt einander in die Arme, und alle fühlten sich überschwenglich glücklich.

Am folgenden Morgen sprach der alte Pemmingen: Kinder, die Freude hat mich gestern selbst zum Jüngling gemacht; daher vergaß ich dir, mein Rudolf, zu sagen, daß Rosalie arm ist. Durch Krieg und andere Unglücksfälle ist mein vormals reiches Geschlecht zurückgekommen. Gewöhnt an den alten Glanz meines Hauses, habe ich nie gespart, besonders da mein einziger Sohn durch meine Güter hinreichend versorgt ist; allein diese Güter sind insgesammt Lehn, und ich bin daher, bei dem besten Willen, an Rosalien keine Aussteuer zu geben im Stande. Den armen Rudolf, der bisher nur an seine Liebe gedacht hatte, überlief es eiskalt, daß seine Mutter, die ihn tödtlich haßte, so lange sie lebte, nichts abgeben würde; und daß

sie, bei einem Alter von einigen funfzig Jahren noch lange leben könne, das sah er ein. Rosaliens Blicke ruhten erwartungsvoll auf ihm. Er beschloß nichts zu verheimlichen, und begann, wie seine Mutter sich von seinem Vater getrennt habe, ihn tödtlich hasse, ihn daher nie vor ihre Augen gelassen habe; und da er vor seiner Abreise aus Preußen an sie geschrieben und um ihren mütterlichen Segen gefleht, habe sie das erste Schreiben unbeantwortet gelassen, das zweite unerbrochen mit harten Worten zurückgesandt. Sie ist reich, fuhr er fort, ihr Vermögen muß mir einst nach ihrem Tode werden; denn ich bin ihr einziger Sohn, und mein Großvater Kurd — er nannte den Geschlechtsnamen, der, so wie der Geschlechtsname Rudolfs, aus mancherlei Gründen hier nicht aufgeführt ist. Sobald aber der alte Venningen diesen Namen hörte, schlug er freudig in die Hände, und rief: Dank sey Gott und den Heiligen, daß sie euch in mein Haus geführt haben! Alles

staunten; Venningen aber erzählte: Als Luthers Lehre in Preußen Eingang fand, und sich dort beinahe jedermann dafür bekannte, da blieb der Komtur Deutsches Ordens, Ulrich von Venningen, der Lehre seiner Väter getreu, und wer dem löblichen Deutschen Orden zugethan war, wer etwas von dessen Habe in Händen hatte, und es ihm erhalten wollte, so wie die Priester, welche aus dem Lande zogen und mancherlei Kleinode der Kirche, Silber und Gold, aufbewahrt zu sehen wünschten, gab solches insgeheim an den wackern Ulrich; denn niemanden, der aus dem Lande zog, wurde dergleichen mitzunehmen gestattet, sondern alles fiel dem neuen Landesherrn anheim, und ward demjenigen abgenommen, bei welchem man es fand. Darum dachte auch Ulrich darauf, wie er solchen Schatz, wenn er selbst aus dem Lande gehen würde, in gute Gewahrsam geben, und zu gelegener Zeit zum Besten des Ordens heimlich nach Deutschland schaffen könnte. Da er nun euern Großvater Kurd genau kannte, auch

wohl wußte, daß er sich zur neuen Lehre nicht aus Ueberzeugung, sondern um weltlichen Vortheils willen gleich anfänglich gewandt hatte; auch, wie lüstern Kurd nach Schätzen war, nahm er mit diesem die Abrede, daß Kurd alle die Schätze an sich nehmen, darüber zwei gleichlautende Empfangscheine ausstellen sollte, damit, wenn einer verloren ginge, der andere noch vorräthig wäre. Wer ihm nun einen solchen Schein vorzeigen würde, dem sollte er drei Viertel der Schätze überantworten, ein Viertel für seine Mühe behalten; wenn er sich aber weigern würde, das Empfangene heraus zu geben, dann sollte der Empfangschein der Preußischen Landesherrschaft eingehändigt werden; die alsdann alles einfordern, und ihm nicht das Geringste abgeben würde. Schon über solchen Argwohn schien Kurd betreten, betheuerte, daß es so weit nicht kommen würde, und Ulrich verließ Preußen.

Nach funfzehn Jahren, da wol niemand daran dachte, daß noch irgend eine Habe des

Deutschen Ordens in Preußen wäre, sandte Ulrich seinen Vetter Ferdinand von Venningen zur Abholung seines Schatzes. Dieser, um keinen Argwohn zu erregen, gab sich für einen Kaufmann aus, ging in Lübeck zu Schiffe und langte glücklich zu Königsberg an. Dies bezeugte in der Folge der Schiffer. Weiter haben wir von ihm nicht das Geringste erfahren können. Ob er entdeckt und in so enge Gewahrsam gebracht worden, daß er keine Nachricht von sich geben konnte; ob er vielleicht umgebracht ist, darüber läßt sich nichts mit Gewißheit sagen; denn bis jetzt fand sich kein sicherer und zuverlässiger Mann, der das Abenteuer bestehen und mit dem zweiten Empfangschein nach Preußen gehen wollte; obgleich von Seiten des Ordens mir, dem Ulrich bei seinem Tode alles übergab, das Anerbieten gemacht ist, daß, wenn ich diese Schätze aus Preußen holte, oder durch meinen Sohn holen lassen wollte, auch uns ein zweites Viertel davon zufallen sollte. Nun haben Gott und die

Heiligen euch, lieber Rudolf, zu uns geführt; ihr habt unsern heiligen Glauben angenommen, werdet euch gewiß um die Kirche und den löblichen Orden gern verdient machen wollen. Das Viertel der Schätze wird hinreichen, euch und Rosalie anständig zu versorgen, und eure Mutter, wenn sie selbst ein Viertel behält, ein zweites Viertel ihrem Sohne zu Theil wird, sie mag so geizig seyn als sie will, wird doch lieber die gerechte Forderung eingehen, als sich der Gefahr aussetzen, alles zu verlieren. Die erforderlichen Schriften werde ich euch einhändigen; ziehet hin nach Preußen; Gott und die Heiligen werden mit euch seyn.

Rudolf meinte zwar, daß noch manches Hinderniß Statt finden könne; doch ihn trieben Liebe und Hoffnung. Er selbst hatte einen treuen Diener, und der alte Venningen gab ihm einen, zwar nicht mehr jungen, aber noch sehr rüstigen Mann, Namens Martin, der von Jugend auf dem Hause Venningen mit großer Treue und Eifer gedient hatte, zum

Gleitsmann, und so zog denn Rudolf, begleitet von den Segenswünschen des ganzen Hauses und von Rosaliens Gebet und Thränen, nach seiner Heimath. Wohl ging es ihm auf der ganzen Reise; aber da er noch drei Tagereisen von Königsberg entfernt war, kehrte er eines Abends auf einem Dorfe zur Herberge ein. Die war voll Bauern, welche von einem benachbarten Jahrmarkte zurück kehrten. Alle saßen um einen langen Tisch, unter ihnen zwei Greise, welche von vergangenen Zeiten erzählten, wie der Orden vertrieben worden, und sich alles im Lande schnell verändert; mancher herrliche Güter zur Lehn erhalten, mancher plötzlich reich geworden. Doch wollte ich, sprach einer der Greise, nicht dabei haben, was vielleicht auf manches Gewissen liegt. So habe ich vormals einen reichen Mann gekannt, der Kurd hieß. Der ward reich, niemand wußte woher; viele meinen, der Böse habe es ihm zugetragen. Wenigstens ging es in seinem ganzen Geschlechte gar wunderlich; seine

Frau, vormals eine fromme ehrbare Matrone, versank in Schwermuth, weinte beständig und rang die Hände. Eine Muhme von mir, die damals in dem Hause diente, erzählte: sie habe auf dem Sterbebette um Zuspruch eines Priesters gebeten. Meine Muhme wollte einen rufen; aber Kurd untersagte ihr solches mit strengen Worten, und so ist dann die arme Frau dahin geschieden. Auch Kurt, welcher die Kirche beinahe gar nicht besuchte, starb plötzlich, worüber die Leute gar besonders sprachen. Seine Tochter lebt noch, vom leidigen Geize besessen; der Enkel treibt sich in fernen Landen umher, und soll, wie es heißt, unsern Glauben abgeschworen haben.

Rudolph hörte dieses Alles, ihm ward dabei wunderlich zu Muthe, er ging aus der Herberge ins Freie; aber der Himmel war schwarz umzogen, es blitzte zuweilen in der Ferne. Er stand da, in sich selbst versunken. Da weckte ihn ein Gewimmer; er sah auf, es war eine Eule, die unaufhörlich über seinem

Haupte schwebte. Bist du, sagte er, wie der große Haufe sagt, ein Todesbote? Nun, kein Verbrechen ruht auf meiner Seele, und ohne Rosaliens Besitz hat dieses Leben für mich keinen Reiz. Der folgende Tag war trübe und regnicht. Schwermüthig und schweigend zog Rudolf weiter. Als er am Abend in die Herberge einkehrte, stand ein Jude da, ein Greis mit einem langen grauen Barte, und verrichtete sein Abendgebet. Einige, die dort auch zur Herberge waren, wollten über ihn spotten. Rudolph aber gestattete solches nicht, sondern sprach: Lasset den Greis, der Gott nach der Weise seines Volks dienet, in Frieden. Dies blieb von dem Greise nicht unbemerkt, und auf Rudolfs Befragen erzählte ihm solcher, daß er aus Amsterdam komme, ein Rabbine sey, und seine ganze Lebenszeit der Gelehrsamkeit seines Volkes gewidmet habe, und auf Rudolfs Forschen, worin solche bestehe, erzählte er ihm manches, auch von der Kabala, einer geheimen Wissenschaft, welche selbst die

Zukunft enthülle; und als Rudolf darüber lächelte, sprach er: Ihr möget, wenn ihr wollet, nicht daran glauben; doch will ich euch, so es euch gefällt, euer Schicksal verkünden, und ihr werdet alsdann erfahren, daß der alte Mardochai kein Lügner ist. — Da nahm er ein großes Buch, schrieb daraus einige hebräische Buchstaben nieder, murmelte dazwischen und sprach endlich: Große Gefahr habt ihr überwunden, seit Kurzem aber ist es hinter euch schön und lieblich; was aber vor euch liegt, ist trübe und dunkel. Drum seyd auf eurer Hut, Glück und Leben sind in Gefahr. Beides steht in Gottes Hand, sprach Rudolf; daher bin ich getrost. Doch schlug er die Rede des Greises nicht in den Wind; und als er am folgenden Abend nach Braunsberg kam, da ward ihm so bänglich ums Herz; und am folgenden Morgen früh ging er in die Kirche, beichtete, nahm das Sacrament, und als er nun die Reise fortsetzte, sprach er zum getreuen Martin: Mag es doch ergehen, wie es will, selbst

auf meinen Tod bin ich gefaßt. Sie kamen gegen Abend nach Königsberg, brachten ihre Rosse in eine Herberge, die nahe bei dem Hause von Rudolfs Mutter lag, der zwar nie in diesem Hause gewesen war, dem aber sein Vater solches oft gezeigt hatte. Von einer besondern Angst und Unruhe getrieben, ging er sofort dahin; dem alten Martin aber gebot er, unter den Thorweg des Hauses zu treten, um auf seinen Wink sofort bei der Hand zu seyn. Nachdem er lange an die Thür des Hauses geklopft hatte, öffnete sie Peter, und führte auf Rudolfs Anzeige, daß er Frau Gertrud schleunigst zu sprechen wünschte, ihn in das Gemach derselben. Er hatte seine Mutter in den frühern Knabenjahren zuweilen von ferne gesehen; aber noch nie ein Wort mit ihr gewechselt, und als er nun so nahe bei ihr stand, da wollte er sich zu erkennen geben, ihre Knie umfassen, ihren Segen erflehen; aber als er einen Blick warf auf die lange hagere Gestalt, mit bleichen eingefallenen Wangen, da war es, als ob ihn

eine unsichtbare Gewalt zurück hielt. Drum sprach er mit zitternder Stimme: Viel Grüße bring' ich euch von eurem Sohne Rudolf, meinem Freunde.

Wenn euch nichts anders zu mir führte, so hättet ihr euch den Weg ersparen können.

Euer Sohn ist ein stattlicher Mann geworden, hat muthig gekämpft im Türkenkriege; von Kaiserlicher Majestät eine goldne Ehrenkette erhalten.

Und ist ein abtrünniger Mameluk geworden. Könnet ihr das leugnen?

Zürnet nicht über euren Sohn. Hättet ihr gesehen, wie er da lag, tödtlich verwundet zu Agram, wo es keinen Geistlichen eures Glaubens gab, der ihm Trost zusprechen konnte, so würdet ihr es ihm nicht verargen, daß er, gepflegt von den frommen redlichen Mönchen, auch ihren Trost und ihren Glauben annahm.

Nun, da ihr sein so großer Fürsprecher seyd, so hört auch meine letzten Worte: Ver-

flucht sey noch in der Hölle sein abscheulicher Vater, den ich tödtlich haßte. Er aber hat sich schon selbst Elend bereitet, da er ein solcher Dummkopf war, seinen Glauben zu verleugnen. Denn hier ins Land darf er nicht zurück kehren, dafern er nicht ein Gegenstand des Abscheues und der Verachtung werden will, und wenn ich mein Vermögen andern zuwende, wird es ihm jeder gönnen, und niemand ihn vertreten. Dies bringt ihm zur Nachricht und hiemit Gott befohlen.

Mit teuflischem Hohngelächter stand sie von ihrem Sessel auf. Rudolf schauderte zusammen. Daß er von ihr nie einen Heller erhalten würde, sah er ein; Rosallens Andenken erwachte, und alles, beschloß er jetzt, in Betreff des Schatzes, zu wagen. Drum ermannte er sich und sprach: Ich bin der Freiherr von Benningen.

Gertruds gelbbleiche Wange schien jetzt noch blässer zu werden. Doch antwortete sie

mit erheuchelter Kälte: Was geht das mich an? unser Geschäft ist beendet.

Mit nichten! Komtur Ulrich von Venningen vertraute euerm Vater einen beträchtlichen Schatz an. Ein Viertel soll ich euch für die Aufbewahrung abtreten, drei Viertel zurücksenden, und im Fall der Weigerung fürstlicher Durchlaucht und den Herren Oberräthen davon Nachricht geben, damit euch alles genommen, mir aber für die Entdeckung des unerwarteten Fundes wenigstens ein gebührender Lohn werde.

Sie schoß grimmige Blicke auf Rudolf. Wer, rief sie, so etwas zu sagen wagt, der hat strenge Strafe zu fürchten, wenn er es nicht beweisen kann.

Ich habe Siegel und Briefe eures Vaters in Händen.

Zeiget mir solche, damit ich sie lesen kann.

Von ferne; denn aus meinen Händen kommen sie nicht.

Sie blickte auf das vorgehaltene Pergament. Bald schien ihre Hand sich krampfhaft zusammen zu ziehen, als ob sie es ihm zu entreißen suchen wollte. Bald zitterte sie wieder, endlich sprach sie lachend: Mögen es doch die Venningen erhalten, wenn nur der Bube mein Sohn nichts bekommt. Ich sehe, ihr seyd der Rechte. Alles liegt in einem Gewölbe auf einem meiner Landgüter wohl verwahrt. Wie wollt ihr es aber fortschaffen? Denn meine Leute müssen nichts davon erfahren, sonst verrathen sie uns beide.

Ich habe zwei getreue Knechte.

Nun, so wollen wir heute noch auf mein Landgut, und dort theilen. Ueberschlagt, wenn ihr alles gesehen habt, wie solches am leichtesten fortzubringen ist; ich will dort bleiben und euch nach Königsberg zurücksenden. Ihr besorgt Wagen und Pferde, eure Knechte müssen die Fuhrleute seyn. Ihr kommt dann um Mitternacht, nehmt alles in Empfang; denn es freut mich, die Sache los werden zu

können, weil ich immer Verrath befürchtete, und meinen Antheil verkaufen zu können.

Rudolf gedachte des jungen Wenningen, der auch nach den Schätzen gesandt wurde und zu Königsberg verschwand, und der Warnung des Mardochai. Er entfernte sich auf ein paar Augenblicke, trat unter den Thorweg zu dem alten Martin, gebot ihm, die Pferde zu satteln, und nebst Konrad, dem zweiten Knechte, in einer abgelegenen Straße zu halten, dem Wagen langsam zu folgen; im Dorfe, wo er halten würde, zur Herberge einzukehren; am folgenden Morgen sollten sie sich um das Schloß schleichen. Läge dann sein Barett auf dem Fenster, so ginge es ihm gut, läge sein weißes Taschentuch auf dem Fenster, so ginge es schlecht und sie möchten ihm schleunigst zu Hülfe eilen.

Und wenn man euch indeß ermordet? fragte Martin.

Ich habe ja ein Panzerhemde unter dem Kleide, ein paar Sackpistolen und ein gutes

Schwert. So leicht thut man mir nichts, und auf den äußersten Fall entdecke ich mich, wo ich bin.

Martin wurde hierdurch beruhigt. Gegen Mitternacht kam Gertruds Wagen vorgefahren mit schwarzen Pferden bespannt; sie und Rudolf stiegen hinein, von Hans und Peter begleitet. Martin und Konrad folgten in der Ferne, so daß sie den Wagen nicht aus dem Auge verloren, doch ihm auch nicht zu nahe zu kommen. Rudolf saß da, schweigend, mit mancher Besorgniß im Herzen; Gertrud schien zu schlafen. Endlich sprach sie erwachend: Ei, das ist eine gar kalte Nacht; sobald wir angelangt sind, will ich warmen gewürzten Wein bereiten, und davon wollen wir uns beide erwärmen. — Sie langten an. Gertrud befahl Speise zu bringen und den Wein zu bereiten. Sie aß wenig. Rudolf ließ es sich schmecken. Nur ein Licht stand auf dem Tische, Peter, der solches putzen wollte, löschte es aus; Gertrud zürnte darüber heftig; er lief und zün-

dete es wieder an. Rudolf trank jetzt noch die letzte Schale des gewürzten Weins, die indeß eingeschenkt vor ihm stand.

Und nun schlaft wohl, sagte Gertrud, morgen früh wollen wir unser ganzes Geschäft abthun.

Die Fenster waren im ganzen Schlosse mit eisernen Stäben versehen, so auch in Rudolfs Schlafgemach. Er prüfte, sie waren fest, er verriegelte nun die Thür inwendig; prüfte die Wände und den Fußboden, ob nicht irgend eine verborgene Thür da wäre, und schämte sich beinahe seines Argwohns, da er nichts fand. Er befahl seine Seele Gott, und warf sich auf sein Lager. Plötzlich durchwühlte ein schrecklicher Schmerz sein ganzes Eingeweide, und der Gedanke, von der Mutter vergiftet zu seyn, stand mit allen seinen Schreckniſſen vor ihm. Er wollte die Thür öffnen, aber sie war von außen verriegelt; er stieß das Fenster auf, dies führte in einen groſsen Garten und niemand hörte, wie er um

Hülfe schrie. Er versuchte mit seinem Schwerte die Thür zu zersplittern, aber die Kräfte verließen ihn; er knüpfte noch sein weißes Taschentuch um einen der Gitterstäbe, sank zu Boden, und — starb. Bei Tagesanbruch bemerkte Martin das flatternde Tuch am Fenster, er eilte zu Konrad, beide stiegen über den Gartenzaun, noch schlief alles. Sie fanden die Leiter des Gärtners, setzten die Leiter an das offne Fenster. Martin stieg hinauf. Jesus Maria! rief er, denn er sah Rudolfs Leiche. An Rettung war nicht mehr zu denken, wohl aber an Rache. Sie eilten nach Königsberg, und machten der Obrigkeit von allem die gebührende Anzeige.

Zur Schonung des vornehmen Geschlechts, und weil man auf die Anzeige zweier Unbekannten doch nicht gleich sicher bauen konnte, ward einer von den Richtern nach Gertruds Hause gesandt. Die war einheimisch, schalt, als ihr der Richter die Anzeige vorlas, auf der Menschen Tücke und Bosheit, indem sie

sich auf das Zeugniß ihrer Dienerschaft berief, daß sie in einigen Tagen gar nicht außerhalb der Stadt gewesen wäre. Da die Nachbaren auf Befragen bezeugten, daß sie erst in der verwichnen Nacht nach Hause gekommen wäre, bestärkte dies den gegen sie gefaßten Argwohn.

Hans und Peter aber wurden in der größten Stille nach dem Gefängniß abgeführt, wo sie, mit der peinlichen Frage bedroht, alles eingestanden; auch, daß vor vielen Jahren Kurd mit ihrer Hülfe einen jungen von Venningen ermordet und im Keller seines Hauses verscharret habe, wo man auch beim Nachgraben noch dessen Gerippe fand. Rudolfs Leichnam aber wurde noch in dem nämlichen entlegenen Gemache, worin er gestorben war, angetroffen, und auf Bitte seiner Diener ihnen ausgeliefert, die ihn nach dem Ermlande führten, und dort in gerechter Erde bestatteten. Auch fand man in einem Gewölbe einige Kasten mit silbernen und goldnen Kelchen, Monstranzen, Leuchtern, Kreuzen, Rauchfässern, Reliquien, Schrei-

nen und ähnlichen Kirchengeräthen angefüllt, welches alles nebst den Landgütern an die Landesherrschaft fiel. Gertrud aber, ob sie gleich hörte, daß sie die Mörderin ihres Sohnes war, blieb verstockt und ungerührt; äußerte, daß mit dem Tode alles dahin sey, und wollte nichts von Bekehrung wissen. Um ihrer Verwandten willen wurde sie nebst Hans und Peter den Tod nur durch das Schwert zu leiden verdammt, und auch das Urtheil aus dem nämlichen Grunde insgeheim zur Nachtzeit an allen drei Missethätern in einem unterirdischen Gemache des Schlosses zu Königsberg vollstreckt, welches wegen solcher geheimen Hinrichtungen von Alters her den Namen des Blutgerichts führte. Martin und Konrad aber erhielten ein reichliches Reisegeld und zogen nach Franken zurück.

Aengstlich harrten dort der alte Venningen und sein Sohn, vor allen aber Fräulein Rosalie, auf Botschaft von Rudolf. Von Braunsberg kam das letzte Schreiben, seit-

hem keines mehr. Mit jedem Tage stieg die Angst, und Venningen vermochte selbst nicht mehr, die jammernde Rosalie zu trösten, denn auch ihm fehlte Trost. Eines Tages stand Rosalie weinend an dem Fenster, und sah nach der Landstraße, that plötzlich einen lauten Schrei und sank ohnmächtig nieder; alles eilte ihr zu Hülfe; der junge Venningen aber, der nun auch aus dem Fenster sah, erblickte zwei Reiter; es waren Martin und Konrad, und daß Rudolf nicht mit ihnen war, erfüllte ihn mit schrecklicher Ahnung. Ach! sie war leider nicht vergeblich, denn sie erfuhren auch nun den ganzen Vorgang. — Viel Messen ließen sie für die Seele des entschlafenen Freundes lesen. Rosalie aber wählte den Schleier, starb nach vielen Jahren als Aebtissin ihres Klosters wegen ihrer großen Frömmigkeit und Wohlthätigkeit gegen die Armen schon bei ihren Lebzeiten gleich einer Heiligen geachtet.

In Königsberg aber, als drei Tage nach Gertruds Hinrichtung der Wächter die Mitternachtsstunde anzeigte, öffnete sich das Flügelthor, und auf die vorhin erzählte Weise fuhr aus demselben der Wagen, und kehrte auch wieder zurück. Einige der Nachbaren, die der Erzählung des Wächters keinen Glauben beimaßen, erwarteten nun am folgenden Tage die Mitternachtsstunde, und erblickten selbst das scheusliche Ungethüm. Niemand vermochte in dem, wenn gleich großen und schönen, Hause zu wohnen, welches daher auch den Namen des verwünschten Schlosses erhielt. Nachdem es aber durch die Länge der Zeit eingestürzt, und ein anderes Gebäude auf der Stelle errichtet war, sah man dort nichts weiter umgehen, sondern jedermann wohnte dort ruhig und ungestört. Der Name des verwünschten Schlosses aber erhielt sich bis auf den heutigen Tag.

Der Todtenkopf.

Der Kriegsrath Falk war allgemein wegen seiner Gutmüthigkeit und Wohlthätigkeit geehrt. Wer guten Rath, wer Hülfe bedurfte, nahte sich ihm mit Vertrauen, und selten verließ ihn jemand ungetröstet; dennoch hatte dieser Mann einen Zug von Schwermuth in seinem Gesichte, und ein gewisser finsterer Ernst, mit dem zuweilen eine schnell erwachende Unruhe seltsam im Widerspruche stand, schreckte anfänglich jeden von ihm ab, der ihn nicht genau kannte. Das Gerücht lief umher, daß er oft plötzlich nach einer Stelle hinblickte, zuweilen mit sich allein spreche, und man erzählte, daß eine Begebenheit aus seinen Knabenjahren, worüber aber ein sehr widersprechendes Gerücht umherlief, ihm diese sonderbare Stimmung gegeben hätte. Er hatte sieben Kinder, insgesammt in den ersten

Jahren ihres Lebens, verloren, und jetzt, da auch seine Frau starb, die er so innigst liebte, legte er sein Amt nieder, und begab sich auf sein kleines Landgut, dessen Einkünfte zur Befriedigung seiner Bedürfnisse hinreichten, um dort ganz für die Erziehung seiner einzigen Tochter Marie zu leben, die gerade damals ihr zehntes Jahr zurückgelegt hatte.

Schön war Marie an Körper und Geist, mit jedem Tage erhöhte sie die Freuden und Hoffnungen des Vaters, der, da sie nicht gemeine Anlagen für Musik und Malerei verrieth, worin der Vater ihr keinen Unterricht ertheilen konnte, einen entfernten Verwandten, den Candidaten Müller, als Hauslehrer zu sich zu nehmen beschloß. Er hatte selbst väterlich für Müllers Erziehung gesorgt, ihn während seiner Universitäts-Jahre unterstützt; mit Freuden wurde daher der Antrag von dem dankbaren jungen Manne angenommen; doch bestand Falk, mit seiner Eigenthümlichkeit darauf, daß er ein sehr ansehnliches Gehalt

annehmen mußte. Marie war eine fleißige Schülerin; Müller war täglich Zeuge, wie sich die herrlichen Eigenschaften des liebenswürdigen Mädchens entwickelten. Marie sah bei der eingezogenen Lebensweise ihres Vaters, keinen andern jungen Mann als ihren sanften freundlichen jungen Lehrer, und so war es denn wohl kein Wunder, daß Beide mehr als Freundschaft für einander hegten; doch kam es unter den schuldlosen Seelen, hierüber zu keiner Erklärung. Als aber der alte Pfarrer starb, für den Müller, besonders während seiner langwierigen Krankheit, so oft und willig gepredigt hatte, und die Wahl der Gemeine, deren Beifall er besaß, einstimmig auf ihn fiel, da wagte er es endlich, sich um Mariens Hand zu bewerben. Sanft erröthete das schöne Mädchen, als der gute Vater alles ihrer Entscheidung überließ. Diese fiel zu Müllers Vortheil aus, der nun im Kurzen ein glücklicher Ehemann ward.

Falk verpachtete sein Gut, lebte blos mit einem alten Bedienten und seiner Haushälterin in der größten Eingezogenheit, die Bestellung seines Gartens und seine Bibliothek gaben ihm hinlängliche Beschäftigung; täglich besuchte er seinen Schwiegersohn, dessen Wohnung kaum tausend Schritte von seinem Gute entfernt lag, oder erhielt den Besuch des glücklichen Ehepaars, und da er keine Sorge kannte, für seine Jahre eine dauerhafte Gesundheit besaß, und so glücklich war, zwei schöne gesunde Enkel auf seinem Schooße zu wiegen, so schien er selbst den Seinigen heiterer zu seyn, als sie ihn in den frühern Jahren gekannt hatten. Manche kleine Sonderbarkeit, daß er zuweilen Stundenlang in seinem verschlossenen Zimmer saß, daß man zuweilen Selbstgespräche hörte, die, nach den einzelnen abgebrochenen Worten zu urtheilen, eine gewisse Unruhe verriethen, daß er in seiner Geburtsstadt, wo seine Eltern und sein Großvater begraben waren, auf dem Grabe dieser redlichen, aber un-

bedeutenden Leute, ein herrliches Denkmal errichten ließ, wurde ihm, da man kleine Streitigkeiten an ihm einmal gewöhnt war, nicht gemißdeutet. Bei der Aufschrift des Denkmals, die Glauben an Gott und kindliche Ergebung in den Willen desselben gebot, dachte mancher mit Wohlwollen an den Erzieher; und so nahte der Herbst heran, der gerade äußerst regnig und unfreundlich war, und hierdurch selbst die täglichen Besuche zwischen Falk und Müller unterbrach. Schon war es der zweite Tag, daß beide sich nicht gesprochen hatten, und noch stürzten unaufhörliche Regengüsse herab; jetzt theilten sich die Wolken, Müller benutzte diesen Augenblick, aber kaum betrat er das Haus seines Schwiegervaters, als neue Regengüsse herabströmten, und er daher, wie dies schon früher in ähnlichen Fällen geschehen war, bei dem guten Schwiegervater, den dieser Besuch so herzlich erfreute, die Nacht zuzubringen beschloß.

Beide saßen am Kaminfeuer, ein kleiner Tisch mit einer Punschschale stand neben ihnen, und das Gespräch schweifte über mancherlei Gegenstände umher. Da fiel es denn auch auf die verschiedenen Arten des Todes, und daß der Mensch so geneigt wäre, sich einen plötzlichen Tod als ein großes Uebel zu denken. Beide stimmten darin überein, daß der Allbarmherzige, der nicht Freude am Verderben findet, auch gewiß nicht den verstocktesten Sünder durch einen plötzlichen Tod strafe, um ihm hiedurch die Zeit und Gelegenheit zur Buße zu entziehen. O, sagte Müller, ein plötzlicher Tod dient nur zur Lehre für die Lebenden, um sie auf ihre Hinfälligkeit und darauf aufmerksam zu machen, daß der letzte Augenblick ihres Lebens auch einst für sie so schnell hereinbrechen kann. Und vielleicht, fügte er hinzu, ist oft ein schneller Tod ein Lohn des Guten, dem Gott hiedurch das schmerzliche Vorgefühl des Todes ersparen will. O, sagte Falk, so beschere ihn mir einst Gott, denn ich weiß es,

ich werde plötzlich sterben. — Müller gedachte, daß vielleicht auch dem ehrwürdigen Greise, den er so kindlich liebte, sein Ziel nahe gesteckt sey, und daß dieser vielleicht bei manchem Körperschmerz die Nähe desselben und ein plötzliches Ende erwarte. Beide schwiegen gerührt. Gott, Erbarmer! rief Falk in einem schneidenden Tone, indem er die Hand vor die Augen hielt. Müller sah ihn staunend an; da geschah ein sehr heftiger Schlag, so daß, wenn er auf den kleinen Tisch gethan wäre, dieser hätte zertrümmern müssen. Müller griff nach der Klingel, die auf dem Tische stand. Lassen Sie! rief Falk, indem er ihm die Hand befaßte, und sich mit der andern den Angstschweiß von der Stirn wischte. Vater, sagte Müller nach einer kleinen Pause, es liegt etwas auf Ihrem Herzen. Nicht aus Neugierde, sondern in der Ueberzeugung, daß unser Herz minder schwer belastet ist, wenn wir, was uns drückt, einem treuen Freunde mittheilen, bitte ich Sie, als Ihr Sohn, als

Lehrer jenes erhabenen Glaubens, der uns im Leben und Sterben Trost verleiht, Ihr Herz, wenn Sie mich des Zutrauens würdig finden, gegen mich auszuschütten. Sobald Sie aber zu schweigen für zweckmäßiger halten, so bin ich auch weit entfernt, in sie dringen zu wollen. Guter Sohn, sagte Falk, und drückte ihm sanft die Hand, ich werde bald plötzlich sterben; kein Verbrechen lastet auf meinem Herzen, aber ein sonderbarer Widerspruch, durch eine Begebenheit aus meinem Knabenalter erzeugt. Oft halte ich die Sache für Täuschung, für ein Spiel meiner Einbildungskraft, und oft wieder für Wirklichkeit, für das Einwürken aus einer andern Welt. Aber, vor allen Dingen, sahen Sie etwas? Nichts! antwortete Müller.

Hörten Sie nichts?

Einen heftigen Knall oder Schlag.

Also doch? so wäre es Wahrheit? Herr, dein Wille geschehe! rief Falk. Er schien sich lange zu besinnen. Sie sollen, sagte er end-

lich, mein Sohn, die Geschichte meines Lebens und zugleich erfahren, ob die Erwartung eines plötzlichen Todes in wenig Tagen Selbsttäuschung ist. Jene falsche Scham, für einen Abergläubigen gehalten und verlacht zu werden, schwindet am Rande des Grabes, und so wenig der Mensch in die Geisterwelt zu blikken vermag, so mögen Sie doch, was ich Ihnen mittheilen will, entweder gleichgültig verwerfen, oder, wenn mein Tod die Sache bestätigt, zum Stoffe Ihres Nachdenkens machen. Ich strebe nach Wahrheit, ob ich sie gefunden habe, weiß ich nicht, sondern nur, daß ich sie suchte, und ich bin bloß zu verbürgen im Stande, daß die Sache, so wie ich Ihnen solche mittheile, meine unverfälschte Ansicht ist. Er schloß seinen Schrank auf. Hier, sagte er, sind die Papiere, die ich auf den Fall meines Todes bereits fertig hielt, und wahrscheinlich ist dieser mir jetzt nahe. Er reichte ihm diese aus seinem Schranke. Nach einem kurzen ernsten Gespräche, wodurch Müller den Glauben

an Vorbedeutungen zu schwächen suchte, trennten sich Beide; und Müller, der nicht schlafen konnte, las noch während der Nacht folgenden Aufsatz.

Mein Großvater hieß in dem Städtchen, worin er als einer der angesehensten Bürger lebte, noch immer so, wie man ihn schon als Jüngling genannt hatte, der redliche Gotthardt. Er trieb das Gewerbe des Tuchmachers schon beinahe fabrikmäßig; saß aber, weil damals noch der Meister, seinen Gesellen und Lehrlingen zum Beispiel zu dienen, und fleißig in ihrer Mitte zu arbeiten, für Pflicht hielt, den Tag hindurch im Weberstuhl. Die sitzende Lebensweise beförderte vielleicht seinen natürlichen Hang zur Schwermuth, und weil damals der Pietismus blühte, der gute Christ, mit Angst und Zittern für seine Seligkeit besorgt, nur durch Gebet und unaufhörliche Andachtsübungen, die göttliche Gnade, Seelenruhe und den Himmel zu erringen suchte, so war dies auch die Stimmung meiner frommen

Großeltern. Ihnen genügte nicht bloß häusliche Andacht, und der fleißige Besuch der Kirche, sondern sie nahmen auch an der Betstunde Theil, die Magister Schulz, nach Sitte der damaligen Zeit, täglich in seinem Hause hielt. In diesem Geiste erzogen sie meinen Vater, ihren einzigen Sohn, beteten täglich für ihn, und freuten sich des schönen fähigen Knaben, dem der Rector Werner das beste Zeugniß gab, und die Eltern, ihn den Wissenschaften zu widmen, aufforderte. Allein Gotthardt meinte, der Mensch müsse sich nicht über seinen Stand erheben, ein Handwerk habe einen güldenen Boden, und daher solle sein Frommhold auch sein Gewerbe erlernen, wobei er und seine Vorfahren ein reichliches Brod in Ehren genossen hätten. Der Rector, der noch immer glaubte, daß der Alte, wenn er die großen Fortschritte seines Sohnes erblickte, anderes Sinnes werden möchte, bestimmte ihn wenigstens, seinen Frommhold, bis er das vierzehnte Jahr zurückgelegt hätte, und die Lehrzeit an-

treten würde, nicht bloß in der Schule, sondern selbst an dem Privatunterricht Theil nehmen zu lassen, den er seinem, zum Studieren bestimmten, Sohne gab, welchen er durch Wetteifer mit dem fähigsten seiner Schüler anzuspornen wünschte. Aber Gotthard blieb bei seinem Entschlusse; und als Anne, seine redliche Hausfrau, ihn davon abzubringen suchte, ermahnte er sie, nicht dem Hoffarthsteufel Raum zu geben, und ihren Sohn nicht der großen Verantwortlichkeit auszusetzen, die von dem Stande des Predigers und Seelsorgers unzertrennlich ist. Meine Großmutter gab nach, mein Vater ward als Lehrbursche eingeschrieben; aber da er durch seine ganze Erziehung eine höhere Bildung als die übrigen Lehrburschen und mit Heinrich, dem Sohne des Rectors, die innigste Jugendfreundschaft geschlossen hatte, so blieb dieser sein einziger Umgang. Sie lasen in den Feierstunden die Werke Gellerts, dessen fromme Gesänge den alten Gotthard so oft entzückten, und die der

damaligen vorzüglichsten deutschen Schriftsteller, hierunter auch Rabeners Satyren, und wichtig war der Eindruck, welchen dies Werk auf meinen Vater machte. Der gute fromme Großvater, der die Schale nicht vom Kern unterscheiden konnte, nahm oft Schein für Wahrheit, und wurde oft von Heuchlern gemißbraucht und betrogen. Frommhold und Heinrich fingen jetzt an, durch Rabnern aufgeregt, zuerst insgeheim über das Kopfhängen, das Verdrehen der Augen, überhaupt die andächtigen Geberden so mancher zu lächeln, fahren, da sie zum Jünglingsalter emporstiegen, bei ihrem gesunden Verstande bald ein, wie mancher, durch den Schein von Demuth nur den Stolz zu befriedigen, und mancher, bei der angeblichen Verachtung aller irdischen Güter, von Geiz und der niedrigsten Gewinnsucht beseelt, auf dem schändlichsten Wege Reichthum zu erwerben suchte. Beide konnten sich weder ihren Eltern noch einem Dritten entdecken; aber sie beobachteten jetzt immer genauer, und

theilten einander ihre Bemerkungen mit. Sie sahen ein, wie groß die Zahl der Heuchler war, wie viele Menschen an Worten und Ausdrücken klebten, die ihnen höchst wichtig schienen, womit sie aber keinen Sinn verbanden, und wie bei vielen Andachtsübungen nur Gewohnheit die Veranlassung war. Von ihren Eltern beständig dazu angehalten, wenn sie auch selbst weder Neigung noch innern Trieb dazu hatten, wurden die lebhaften Jünglinge bald dagegen gleichgültig. Diese Gleichgültigkeit, und auch wol der Hang, sich bei dem eigenen Gewissen dafür zu entschuldigen, führte weiter. Mancher Zweifel erwachte; und als Heinrich auf die Akademie kam, Frommhold Geselle wurde, da hatten sie sich von vielen Eindrücken ihrer frühern Erziehung und von der väterlichen Denkungsart beinahe ganz losgerissen. Die Wanderjahre hielt damals ein jeder Handwerker für unentbehrlich, mein Vater trat auch die seinigen an. Sein Weg führte ihn nach manchen Städten Deutschlands, wo man dem Pie-

tismus höchſt abgeneigt war, und laut über ihn ſpottete. Mein Vater war nicht ohne Witz. Ihn lohnte, wenn er das Lächerliche welches ihm auffiel, in aller Blöße zur Schau ſtellte, oft lauter Beifall; denn ſein Spott war bitter und treffend. Die Eitelkeit, ſich Beifall zu erwerben, riß ihn nun immer weiter fort. Er las manches, ſchritt in dem Hange zur Spöttelei immer weiter fort, und kehrte ſo von ſeiner Wanderſchaft gleichgültig gegen manches zurück, welches ihm vorher heilig und ehrwürdig geweſen war. Der redliche Gotthardt ſchüttelte den Kopf, ob er gleich, da ihn der Sohn ſehr ſchonend behandelte, nicht alles ganz durchſchaute; er ward jetzt Wittwer, ſehnte ſich nach Ruhe, verlangte daher, daß der Sohn heirathen, und ſein ganzes Gewerbe übernehmen ſollte. Manche ehrbare und fromme Meiſters- und Bürgerstochter, die er ihm zur Ehefrau vorſchlug, war nicht nach ſeinem Sinn. Aber Marie, die Schweſter ſeines Jugendfreundes Heinrich,

die er als ein junges Mädchen zurück gelassen hatte, jetzt als blühende Jungfrau wieder fand, machte bald auf ihn einen lebhaften Eindruck. Sie war zwar, wie der redliche Gotthardt meinte, ein Weltkind, aber doch die Tochter eines frommen Mannes, und daher gab er seine Einwilligung, und hatte, da die gebildete Schwiegertochter den sanften Greis kindlich liebte und ehrte, auch keinen Grund zur Reue. Auch Heinrich kehrte in die Vaterstadt zurück, wo er nach einigen Jahren die Stelle des zweiten Predigers erhielt. Der alte Magister war freilich mit ihm nicht zufrieden, nannte ihn einen Neuling und seufzte über seine Abweichung von den symbolischen Büchern; aber seine schönen Kanzelvorträge erwarben ihm den Beifall der Menge. Die Jugendfreundschaft mit meinem Vater wurde jetzt erneuert, er und Diakonus Werner kamen täglich zusammen. Im Betreff der Theologie ward jetzt durch die beliebtesten Schriftsteller des damaligen Zeitalters so manches niedergerissen. Werner, der

fenige junge Mann, wurde zu den neuesten und kühnsten Meinungen hingelenkt, er theilte seine Ansichten meinem Vater mit; Beide stimmten am Ende darin überein, jede Offenbarung zu verwerfen; doch blieb bei Beiden hohe Achtung für Tugend, und Beide hielten sich noch von der Unsterblichkeit überzeugt.

Da bekam die Stadt eine starke Einquartierung, und mein Vater, der indeß Mitglied des Magistrats und einer der geachtetsten Bürger war, nahm, um ein gutes Beispiel zu geben, und um sich nicht der allgemeinen Last zu entziehen, den Lieutenant von Nordstern als Einquartierten in sein Haus. Das Beispiel des unsterblichen Friedrichs, der für Frankreichs Sprache und Gelehrte so ausgezeichnete Achtung hegte, wirkte auf ganz Deutschland; auch Nordstern war mit dieser Sprache und den vorzüglichsten Schriftstellern Frankreichs bekannt. Er war auch ein leidenschaftlicher Schachspieler, und da mein Vater und Werner die einzigen im Städtchen waren, welche dies

Spiel verstanden, so entsprang unter diesen drei Männern bald ein freundschaftlicher Umgang. Offenheit war die Folge, und Nordstern, mit allem, was Engländer und Franzosen gegen die christliche Religion geschrieben hatten, und mehr noch mit den Spöttereien darüber als den Gründen dagegen bekannt, trat ungleich kühner auf. Nicht blos Unsterblichkeit läugnete er, sondern selbst das Daseyn eines höchsten Wesens versuchte er zu bestreiten. Anfänglich schauderten seine beiden Freunde zurück, aber bald hörten sie auf den Apostel des Unglaubens. Werner, durch sein Amt und seine Verhältnisse beschränkt, konnte nicht so schnell als mein Vater fortschreiten, schon hatte sich dieser vom Genusse des Abendmahls enthalten, jetzt unterließ er auch die Besuchung des Gottesdienstes, und spottete über allen Glauben, und über alles, wovon ihm seine Vernunft nicht die völlige Ueberzeugung gab. Ich wurde um diese Zeit geboren, und so sehr mein Vater auch meinen ehrlichen

frommen Großvater zu schonen suchte, so blieb doch der Gang, den er nahm, diesem nicht verborgen. Meine Mutter erzählte mir, daß, da ich auf ihrem Arme saß, und ihn anlächelte, eine Thräne aus dem Auge des Greises fiel, indem er ausrief: Ich weiß nicht, ob ich mich über den Enkel freuen, oder nicht vielmehr Gott bitten soll, ihn, damit er sein Antlitz unschuldvoll sehe, und nicht durch die Sünden seines Vaters verloren gehe, frühzeitig hinweg zu nehmen. — Oft ermahnte er meinen Vater, der aus Achtung für ihn schwieg, aber doch hin und wieder manches fallen ließ, welches den frommen Greis innigst betrübte. O, sagte dieser einst, wenn der Allbarmherzige mich zu Gnaden aufnimmt, und mein Flehen vor dessen Throne Erhörung findet, so will ich, du unglücklicher Sohn, noch von dort aus auf deine Besserung wirken. Er reichte ihm die zitternde Hand. O, rief er aus, sey nicht verstockt, wenn du selbst noch einen Wink von mir aus jener Geisterwelt erhalten solltest.

Mein Vater wurde gerührt, er küßte die Hand des Greises. Ich will ja, sagte er, gerne der Ueberzeugung folgen, die meine Vernunft mir giebt, mein Ringen ist ja nach Wahrheit. In wenig Tagen erkrankte mein Großvater, er rief die Seinen an sein Sterbelager, segnete meine Eltern und mich, und indem er noch mit stammelnder Zunge ausrief: Gott, laß keinen der Meinen verloren gehen! schloß sich sein Auge auf ewig.

Der lebhafte Eindruck, welchen der Tod des Greises gemacht hatte, erlosch allmählich, und wenn gleich Nordstern meine Geburtsstadt verließ, so wucherte doch der Saame des Unkrauts, welchen er ausgesäet hatte, reichlich. Jedes Werk, welches der Zweifelsucht Nahrung gab, wurde von Werner und meinem Vater gekauft. Dieser las und verstand freilich nicht alles, aber sein Freund Werner stattete ihm treulich Bericht von dem Gelesenen ab, und suchte ihm solches noch zu verdeutlichen. Indeß hatte der alte Magister Schulz seinen Sohn,

den er ganz nach seinen Grundsätzen gebildet hatte, zum Adjunct und Nachfolger erhalten. Werner, welcher der Gutmüthigkeit und Freimüthigkeit seines Collegen Gerechtigkeit widerfahren ließ, konnte sich doch nicht enthalten, den Schwachkopf, wie er ihn nannte, mitleidig zu belächeln, und so herrschte zwischen Beiden wohl Eintracht und Vertrauen. Ich wurde nach Werners Rath zu den Wissenschaften bestimmt, war der einzige Sohn und Liebling meines Vaters, dessen Grundsätze auch auf meine Mutter wirkten. Als meine Wärterin mich lesen lehren wollte, untersagte es mein Vater, um mich nicht, wie er sich ausdrückte, mit dem Herplaudern mir unverständlicher Worte zu plagen. Nach diesem Maaßstabe war meine Erziehung, ich that in den Wissenschaften bedächtliche Fortschritte, wurde oft ermahnt, gut, edel und groß zu handeln; aber mein Herz blieb kalt und unerwärmt, und von Religion erhielt ich keine Begriffe.

Meine Mutter starb; mein Vater schien seine Liebe für mich zu verdoppeln, ich mußte häufig um ihn seyn, und die Gespräche, die er mit Werner führte, machten auf mich, den dreizehnjährigen, fähigen Knaben, einen lebhaften Eindruck. Doch war ich nicht immer um meinen Vater, mir wurde auch Erholung gestattet, und der nachbarn Kirchhof war mein Spielplatz, und wenn ich dort die übrigen Knaben lenkte, oder den Offizier spielte und die übrigen befehligte, blickte er oft auf mich mit Wohlgefallen.

Mich aber verdroß es oft, daß, wenn die Dämmerung einbrach, meine Spielgefährten sich entfernten, weil manche Gespenstergeschichte in der Stadt von diesem Kirchhofe umhirlief. Ich besuchte jetzt diesen Kirchhof häufiger als jemals, weil mein Vater jeden Augenblick, den er übrig hatte, bei Wernern zubrachte, der in eine lange, höchst schmerzliche Krankheit versank. Wenn ich nun von meinen Spielgefährten allein gelassen wurde,

so machte ich mir aus Langeweile das Vergnügen, mich in dem Kirchthurme zu verbergen, und die Vorübergehenden durch Stöhnen und Gewinsel zu ängstigen. Da ich sah, wie die großen und alten Leute oft ängstlich davon liefen, so ging ich bald weiter, verbarg mich im Beinhause und warf den Vorübergehenden mit Todtengebeinen nach. Dies wurde vom Glöckner entdeckt, und Prediger Schulz, dem er davon Nachricht gab, beschwerte sich darüber bei meinem Vater; dieser lobte meinen Muth, und daß ich frei vom Aberglauben wäre; doch untersagte er mir, die Schwachköpfe ferner zu ängstigen und lachte in meiner Gegenwart mit Wernern über die Wichtigkeit, womit Schulz ein solches Knabenspiel für höchst bedenklich erklärt hatte. Werners Krankheit aber wurde immer schmerzhafter, mein Vater schickte die Krankheitsgeschichte an die berühmtesten Aerzte der Hauptstadt, diese erklärten die Krankheit für unheilbar, Werners Tod für nicht mehr weit entfernt.

Mein Vater, der seinen Freund nicht zu täuschen für Pflicht, ihn stark genug hielt, um nicht vor dem Anblick des Todes zu zittern, machte ihn mit dem Gutachten der Aerzte bekannt, und staunte nicht wenig, als Werner seine ganze Gemüthsstimmung veränderte. Bei der Gewißheit eines nahen Todes erwachte sein Gewissen; er sah ein, die Pflichten seines Amtes vernachlässigt, viel Gutes unterlassen, viel Böses befördert zu haben; er suchte Trost in seinen Büchern, er fand ihn nicht; er wollte sich auf seine bisherigen Grundsätze stützen, sie waren nicht haltbar, und der Gedanke an Vernichtung schenkte ihm keine Ruhe. Gepeinigt von einer Seelenangst, die mit jeder Minute stieg, zitterte er vor dem Richter jenseit des Grabes, und sagte oft, mit einem herzzerreißenden Tone: O, es ist ein Gott, eine Ewigkeit! Mit jedem Tage stieg die Unruhe seines Gewissens. Schulz hielt es für Pflicht, seinen kranken Collegen zu besuchen,

er sprach von dem ewigen Erbarmer, es ward Wernern leichter ums Herz. Die ungeheuchelte Frömmigkeit, die herzliche Theilnahme, womit Schulz sprach, und das kindliche Vertrauen, welches er auf Gottes Vaterhuld zu erwecken versuchte, blieben nicht unwirksam, und Werner fand, daß am Rande des Grabes die herrlichen Lehren des Christenthums einen Trost gewähren, den kein Unglaube zu verleihen vermag. Und so starb er, freilich nicht mit jener Ruhe, womit mein frommer Großvater die Welt verlassen hatte; aber doch mit Vertrauen auf die Gnade des Ewigen, der das menschliche Herz mit allen seinen Schwächen kennt. Er dankte dem redlichen Schulz, ihn auf diesen Weg zurückgeleitet zu haben, und sterbend ermahnte er noch meinen Vater, nur in den Lehren des Christenthums Trost, Ruhe und Glück zu suchen.

Alles dies hatte auf meinen Vater lebhaft gewirkt; doch schob er auch viel von Werners letzten Aeußerungen auf die lange

Krankheit, die ihn so sehr geschwächt hatte; er bestellte das Leichenbegängniß seines Freundes, und der Todtengräber hatte dessen Grab vollendet, als ich auf dem Kirchhofe mit andern Knaben spielte. Diese bebten, als wir uns zufällig dem Grabe nahten, bei dem Anblicke einiger Gebeine zurück, welche der Todtengräber mit der ausgeworfenen Erde bedeckt hatte. Ich näherte mich ihnen, sah einen Schädel, an dem noch die Haare hingen, hob ihn bei diesen empor, und zeigte ihn den Knaben. Diese liefen davon, ich freute mich über ihre Angst, ich verfolgte sie mit dem Schädel in der Hand; sie forderten mich auf, ihn wegzulegen; ich lachte sie aus, sah, daß neben mir der Kopf eines Nagels, aus dem Zaune des Kirchhofs hervorragte, und indem ich um diesen die langen grauen Haare des Schädels wickelte, hing ich ihn daran auf. Die Knaben äußerten ihren Abscheu und flohen; ich folgte ihnen nach, indem ich einige Male rief: Der Todtenkopf kommt!

und ging ruhig in das Haus meines Vaters, der neben einem kleinen Tische gedankenvoll saß. Ich trat an das Fenster, und sah auf die Straße; es ward allmählich dunkel, die Züge der Vorübergehenden wurden unkenntlicher, und ich, um sie aus der Nähe deutlicher zu unterscheiden, lehnte meine Stirn an das Glas des Fensters, und schrie mit einem Male laut auf; denn ich sah den gerade vor meinem Gesichte stehenden Todtenkopf, den nur dieses Fensterglas von mir trennte. Was ist dir? fragte mein Vater. Ich wandte mich gegen ihn, der Todtenkopf stand vor ihm auf dem kleinen Tische. Ich wollte zur Thür hinaus, der Todtenkopf versperrte mir den Weg, und wohin ich mich nun wandte, erblickte ich ihn. Meine Angst war unbeschreiblich, mein Vater schickte nach dem Arzte, dieser verordnete kühlende Mittel; was konnten sie mir helfen, da der schreckliche Todtenkopf immer vor mir stand! Mein Vater befahl, daß ich mich zu Bette legen sollte; allein der Tod-

tenkopf stand vor mir auf dem Bette. Mein Vater, dem ich alles erzählte, wachte mit mir die ganze Nacht hindurch; aber bei allen Gründen, die er zu meiner Beruhigung aufbot, währte meine Höllenangst fort. Der Morgen brach heran, und mein Vater beschloß, nach dem Prediger Schulz zu senden; dieser kam sogleich, ermahnte mich mit Herzlichkeit, und forderte mich und meinen Vater auf, ihn nach dem Kirchhofe zu begleiten. Mein Vater, der mich für krank hielt, fand solches bedenklich; aber da in dem Augenblick, als der Prediger in die Stube trat, der Todtenkopf verschwunden war, so erklärte ich mich, voll Zutrauen, ihm zu folgen bereit. Mein Vater ging mit uns. Wir kamen zuerst an das Grab. O, sagte Schulz, dieses Grab ist gerade auf der Stelle, wo Ihr frommer Vater beerdigt wurde. Und wo ist der Schädel? fragte nun mein Vater ängstlich; ich deutete mit dem Finger darauf. O! sagte mein Vater, indem er näher trat, sein langes graues Haar machte ihn

noch kenntlich, ja es ist der Schädel meines Vaters! — In sich gekehrt blieb er vor ihm stehen. Schulz führte mich hin, und gebot mir ihn los zu machen. Ich that es mit Zittern, trug ihn auf sein Geheiß nach der Stelle hin, von wo ich ihn genommen hatte, und bedeckte ihn mit Erde. Es war früh, der Kirchhof noch völlig menschenleer. Schulz kniete neben das Grab, ich neben ihn; er betete voll Inbrunst, daß Gott mir diesen Muthwillen verzeihen, durch diese Begebenheit heilsam auf mich und hiedurch hier und dort für mich zum Guten wirken möge. Gerührt standen wir auf, auch mein Vater hatte, ohne daß wir Beide in unserer Gemüthsstimmung es bemerkt hatten, neben mir gekniet. O, sagte er, es ist ein Gott! Ich erinnere mich, wie der Verstorbene seinen Enkel liebte, wie er noch aus jener Geisterwelt auf mich zu wirken zusagte. Es ist, was mein Werner mir zurief, eine Ewigkeit und ein Gott! — Mein Vater wurde seit dieser Zeit in sich gekehrt, und sein

Frohsinn schwand allmälich hin. Es war in seiner Seele ein beständiger Kampf mit sich selbst. Oft, da ich erwachsen war, sprach er mit mir über die Sache; bald wollte er alles für ein Spiel meiner aufgeregten Phantasie erklären, und bald hielt er es auch wieder für übernatürlich, und brach dabei in die Worte Hamlets aus: „daß es so manches giebt, wovon unsre Philosophie noch keinen Begriff hat." Er fuhr fort, viel zu lesen, doch um sich zu belehren, und nicht bloß, wie vorher, um sich in seinen Lieblingsmeinungen zu befestigen, und sagte oft recht rührend: O mein Sohn, der, welcher in kindlicher Einfalt seines Herzens glaubt, ist tausendmal glücklicher als der scharfsinnigste Denker, der in einem Meere von Zweifeln nur vergeblich Wahrheit und Ruhe sucht. — Mein Vater kehrte allmälich zu den Grundsätzen seiner Kirche zurück, erlebte noch, daß ich mein Amt erreichte, und ihm mit Ehren vorstand, und oft im männlichen Alter sprach ich mit ihm über die

Begebenheit, die so lebhaft auf uns gewirkt hatte. Sehr geneigt war ich, sie für ein Spiel meiner aufgeregten Einbildungskraft zu nehmen, besonders so lange, als mir nie mehr etwas Aehnliches erschien, und der Todtenkopf schien vergessen. Da erkrankte mein Vater. Die Aerzte erklärten den Gebrauch des Karlsbades für das einzige Mittel zur völligen Wiederherstellung, und ich bestimmte meinen Vater, in meiner Begleitung dahin zu reisen. Um des Kranken willen reiseten wir nur bei Tage, und da einst schon die Nacht einbrach, verhieß ich dem Postillon ein vorzügliches Trinkgeld, damit er eilen möchte, die nächste Stadt zu erreichen, die von dem Dorfe, worin wir eben angelangt waren, noch eine Viertelmeile entfernt war. Aus dem herrlich erleuchteten adeligen Hofe tönte uns eine frohe Tanzmusik entgegen. Der Postillon horchte darauf, fuhr schnell und dabei unvorsichtig; und gerade, als wir vor dem erleuchteten Hause waren, brach die Achse, und

der Wagen stürzte auf die eine Seite. Wir waren unbeschädigt; aber unser Unfall erregte Aufsehen. Viele Menschen, hierunter auch der Herr des Hauses, eilten herbei. Dieser sagte uns, daß er heute die Hochzeit seiner jüngsten Tochter feiere, und wir, da die Fortsetzung der Reise unmöglich wäre, ihm dabei als Gäste willkommen seyn, oder, wenn wir, von der Reise ermüdet, Ruhe wünschten, ein abgelegenes Zimmer angewiesen erhalten sollten.

Mein Vater betrachtete ihn indeß mit Aufmerksamkeit. Wenn mich, sagte er, mein Herr, Ihre Züge nicht trügen, so habe ich Sie vormals gekannt.

Ich bin der Oberst von Nordstern.

Und ich derjenige Falk, bei welchem vor einigen zwanzig Jahren einst der Lieutenant von Nordstern zu S** einige Monate lang im Quartier lag.

Der Oberst umarmte meinen Vater als einen alten Bekannten mit Herzlichkeit, und so war auch unsere ganze Aufnahme. Mein Vater sehnte sich nach Ruhe; ich aber mußte mich ankleiden, wurde der Gesellschaft als der Sohn eines alten Jugendfreundes vorgestellt und von jedem mit zuvorkommender Güte empfangen. Nur die Braut, eine schöne, schlanke Gestalt, wurde, da ihr Vater den Zufall, der mich hergebracht hatte, erzählte, todtenbleich. Die Erinnerung — sagte sie, und sank ohnmächtig nieder. Sie erholte sich bald; doch blieb sie äußerst niedergeschlagen, und dieses war die Veranlassung, das Fest früher zu beendigen, als wol sonst geschehen seyn würde.

Ich erzählte dies meinem Vater, der nun, als der Oberst uns gleich am folgenden Morgen besuchte, sich wegen der durch uns veranlaßten doppelten Störung entschuldigte.

O, sagte der Oberst, Sie kennen meine Grundsätze, und daß ich jeden Aberglauben verlache; allein meine Tante, eine alte gutmüthige Frau, die keine Kinder und ein grosses Vermögen hatte, mich aber für einen Erzketzer hielt, und ihre Pathe, meine jüngste Tochter, auf ihre Weise, in den Himmel bringen wollte, erbot sich, wenn ich ihr die Erziehung derselben von Jugend auf überlassen wollte, sie zur Erbin ihres ganzen Vermögens einzusetzen. Da ich dies annahm, so hat sie aus meiner sanften nervenschwachen Elfride eine fromme Schwärmerin gebildet, die durch Ahnungen und Träume mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen glaubt.

Sie hat sich gestern aus Neigung mit dem Baron Riedheim vermählt, und doch kann sie, der das Glück von jeder Seite lächelt, sich nicht ihrer finstern Schwärmereien entschlagen. Alles bietet sie auf, mich zu bekehren, und man kann dem lieben gutmüthigen Geschöpfe

selbst die Zudringlichkeit und ihre Schwärmereien nicht verargen. Sie versichert, einst nach einem herzlichen Gebete, daß Gott mich auf die rechte Bahn führen möge, entschlafen zu seyn, und da wäre ihr dann im Traum ihre mütterliche Erzieherin erschienen. Sie wäre in einer lichten Wolke bei ihr vorübergeschwebt, und hätte ihr die Worte zugerufen: „Warne ihn, noch ist es Zeit; denn er stirbt plötzlich drei Tage nach einer merkwürdigen Erinnerung!“ Ob nun gleich bei diesem Orakelspruche die angebliche Erscheinung meinen Namen gar nicht genannt hat, so deutet doch meine kranke Tochter die Sache auf mich, und hält den Zufall, der Sie gestern zu mir führte, für diese Erinnerung.

Da wir schwiegen, brach er ab, und fragte nach Werner, seinen ehemaligen Bekannten. Er starb nach langem Leiden, antwortete mein Vater.

Doch gewiß, fragte der Oberst, mit der Festigkeit eines aufgeklärten Mannes, der seinen Grundsätzen getreu ist?

Mein Vater zuckte die Achseln, es kam zur Erläuterung.

O, sagte der Oberst, Körperschwäche und die Annäherung des Todes erzeugen oft manche sonderbare Erscheinung. Der Mann, dem man Kraft zutraute, zittert nicht selten, und Sie, alter Freund, indem er sich zu meinem Vater wandte, sind sie noch der vorige?

Unsere Ueberzeugungen, antwortete mein Vater, und ein spöttisches Lächeln des Obersten machte, daß er verlegen stockte. Der Oberst blickte bald auf ihn bald auf mich. Sollte ich die Begebenheit mit dem Todtenkopfe erzählen? Falsche Scham hinderten mich.

Was fehlt Ihnen, rief der Oberst, junger Mann? Sie werden bleich.

Er hatte recht gesehen; denn wie mit einem dünnen Flor umhüllt, erschien mir der Todtenkopf in einer Ecke des Zimmers; doch allmälich, so wie ich mich ermannte, und den ganzen Vorfall erzählte, erlosch auch das für mich so schreckliche Bild.

O, sagte der Oberst, die Schwärmerei steckt wie der Schnupfen an; drum beschwöre ich Sie, erzählen Sie doch meiner Tochter nichts von diesem argen Todtenkopfe, sonst erblickt sie ihn auch gewiß überall.

Wir mußten ihm dies zusagen, und auch, ihn auf unserer Rückreise auf einige Tage zu besuchen; denn zufolge seiner Einladung jetzt bei ihm zu verweilen, lehnten wir wegen der nahen Badezeit, zum Theil auch wol wegen der Festlichkeiten ab, die jetzt in der Familie auf Veranlassung der Hochzeit Statt fanden.

Das Karlsbad wirkte vortheilhaft auf die Gesundheit meines Vaters. Unsere Rück-

reise war schneller als die Hinreise, und da Nordstern selbst über die Weissagung seines Todes lächelte, so hatten wir auch die Sache als unwichtig betrachtet, und beinahe gar nicht mehr daran gedacht. Erst, da wir uns an einem schönen Morgen seinem Gute näherten, fiel der Gedanke daran meinem Vater ängstlich auf das Herz, und wie groß war unser Schrecken, da, als unser Wagen vor dem Hause hielt, uns Baron Riedheim und seine Gemahlin in Trauerkleidern entgegen kamen.

Drei Tage nach Ihrer Abreise, sagte die Baronin mit leiser zitternder Stimme, verließ mein Vater diese Welt.

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen; aber von ihrem Gemahl erfuhren wir: oft hatte Elfriede mit Bitten und Thränen ihre Warnungen erneuert; doch hatte Nordstern bald scherzend bald mit einigem Unwillen die Ermahnungen der Tochter abgelehnt; auch hat-

ten mancherlei Festlichkeiten und Besuche Nordstern und die Neuvermählte oft stundenlang von einander entfernt. Schon war es der dritte Tag seit unserer Abreise, und Nordstern sagte bereits scherzend zu seiner Tochter, diese Erinnerung wäre nicht die rechte gewesen; denn schon wäre es seit unserer Ankunft der vierte Tag. Aber nicht, sagte Elfriede mit beklemmter Brust, nicht seit der Abreise. Gutes Kind! rief der Oberst, willst du denn beständig durch ängstliche Vorstellungen dich und alle, die dich lieben, um jede Lebensfreude bringen. Elfriede fühlte den Vorwurf und schwieg. Der Oberst aber, gewöhnt, sich täglich um diese Zeit eine Bewegung in seiner Reitbahn zu machen, befahl, sein Reitpferd vorzuführen. Elfriede begleitete ihn bis vor die Thür, bat ihn sich zu hüten, und stand ihm zur Linken, als er aufstieg. Sey unbesorgt, sagte der Oberst, indem er ihr liebevoll die Hand reichte, sich hierbei etwas in den Steigbügel erhob und unbesorgt den Zaum auf den Hals des Pferdes

legte. Dieses wurde plötzlich scheu und that einige gewaltige Sätze; denn ein zerlumpter Bettler trat auf zwei Krücken, mit kreischender Stimme um ein Allmosen flehend, hinter dem dicken, wilden Kastanienbaume hervor, der nahe bei der Treppe stand. Der Oberst fiel hinab, schlug mit Kopf auf das eiserne Geländer, welches vor dem Hause stand. Das Blut stürzte über sein Gesicht, er blieb leblos liegen. Der herbeigeholte Arzt erklärte die Wunde für tödtlich, und Nordstern, der weder Sprache noch Besinnung wiedererhielt, starb vor Einbruch der Mitternacht. —

Wir sahen es ein, daß unsere Gegenwart hier keinen angenehmen Eindruck machen konnte, und wollten daher gleich weiter reisen, besonders, da wir erfuhren, daß die Baronin krank geworden war; allein auf Riedhelms Bitte und auf seine Versicherung, daß seine Gemahlin uns durchaus zu sprechen wünsche, verschoben wir unsere Abreise. Am

folgenden Morgen, da sich die Baronin etwas besser befand, nahm sie unsern Besuch an. Sie sprach wenig; aber mit Einsicht und Würde, und hohe Religiosität leuchtete aus dem ganzen Gespräche hervor. Sie wandte sich theilnehmend zu mir. Forschen Sie nicht, sagte sie, woher ich dies weiß; aber vertrauen Sie meinen Worten, auch Sie werden plötzlich sterben, und auch bei Ihnen wird eine Warnung oder Erinnerung vorhergehen. Und Sie, indem sie sich zu meinem Vater wandte, schwanken Sie nicht; nur wer kräftig und unerschütterlich ringt, der kommt an das Ziel. —

In wiefern Nachrichten, die sie vom Verstorbenen erhalten hatte, auf diese Aeußerungen wirkten, weiß ich nicht; doch machte dieses alles auf mich einen sehr lebhaften Eindruck. Ich sah und hörte freilich nichts, welches, wie aus einer Geisterwelt,

zu tönen schien; aber die Erinnerung an jene sonderbare Begebenheit aus meinen Knabenjahren war jetzt häufiger als zuvor, und besonders, wenn durch anstrengende Arbeit eine heftige Gemüthsbewegung oder irgend eine ähnliche Veranlassung mein Blut erhitzt war, dann schien mir wieder der Todtenkopf, wie mit einem Flor umhüllt, in der Ferne zu schweben, und gewöhnlich war dies bei jeder wichtigen Begebenheit meines Lebens der Fall. So, als ich mit meiner verstorbenen Gattin auf den Teppich trat und als ich die Hand meiner Tochter in die meines guten Müllers legte, erschien mir dieses Bild, und anfänglich, da ich immer glaubte, daß es der Vorbote meines nahen Todes wäre, ängstete mich diese Erscheinung nicht wenig; aber je öfter sie wiederkehrte, um so weniger erschütterte sie mich, ob ich gleich gestehe, daß ich sie jederzeit mit einiger Scheu und nie mit Gleichgültigkeit betrachtete. Da aber durch diese

Erscheinung kein Zweck befördert würde, und mich zwecklos zu ängstigen weder gemäß den frommen Gesinnungen meines sanften verewigten Großvaters, noch gemäß der Würde des Seligen war, so wurde ich immer mehr in dem Gedanken bestärkt, daß einmal dieses Bild fest in meiner Einbildungskraft wäre. Ich suchte mich zu bekämpfen, ich rang nach Wahrheit, aber es entstand auch bei mir, gerade durch dieses ängstliche Forschen, ein Schwanken und eine Unsicherheit. Oft zweifelte, oft glaubte ich; doch zuletzt errang ich die bestimmte Ueberzeugung, daß diesseit des Grabes blos unsre Vernunft nicht zur Führerin hinreicht.

Je älter ich wurde, je häufiger kehrte die Erscheinung zurück; ich suchte mich zu zerstreuen, aber gerade, wenn mich irgend etwas lebhaft ergriff, dann kam die Erscheinung öfter als jemals, und war doch immer mit einem gewissen peinigenden Gefühle begleitet; dies

hinderte mich an anstrengender Beschäftigung, daher legte ich mein Amt nieder, denn nur bei Einsamkeit und Ruhe war das Bild minder lebhaft vor meiner Seele, so daß es sich oft viele Monate hindurch nicht zeigte, und so oft es erschien, erwachte doch auch immer der Gedanke, daß es der Vorbote meines Todes seyn könnte, an den ich daher auch furchtlos dachte, und diese Blätter, damit sie einst nach meinem Tode aufgefunden würden, zur Nachricht für meine Kinder niederschrieb.

Am folgenden Morgen sprach Müller mit Falk über die ganze Sache. Der letzte war geneigt, den gestern gehörten Schlag für die Vorbedeutung seines nahen plötzlichen Todes zu halten, und Beide suchten einen natürlichen Grund, aber vergeblich, auszumitteln; doch gestand auch Falk, daß ihn schon öfter ein ähnlicher Schrecken auf den nämlichen Gedanken gebracht habe, und er daher, so angreifend

ihm solches im ersten Augenblicke wäre, sich auch wieder darüber bald beruhige.

Nach ein paar Wochen erkrankte Falk. Er sank in eine Entkräftung, die ihn nach und nach dem Grabe näherte. Eines Tages äußerte er den Wunsch zu schlafen; die Seinen verließen das Zimmer. Blos die Krankenwärterin blieb zurück und entschlief jetzt selbst, vom Nachtwachen ermüdet. So verstrichen zwei Stunden. Marie trat jetzt leise in das Zimmer und an das Bett des Vaters; er athmete nicht, seine Wange war bleich, und er war zum bessern Leben hinüber geschlummert. Marie und ihr redlicher Mann weihten ihm ihre Thränen. Die Unruhe, die ihn durch die Erscheinung und die Verkündung Elfriedens so oft im Genusse der unschuldigsten Freuden störte, und mit Angst erfüllte, hatte sein ganzes Daseyn verkümmert. Man hatte ihn zu seiner Ruhestätte gebracht. Marie sah nach

denklich an der Seite ihres Gatten, und äußerte, als dieser sie um die Ursache ihres anhaltenden Schweigens fragte, den Wunsch, seine Meinung über Elfriedens Aeußerung zu wissen.

Der Mensch mit hoher Reizbarkeit, sagte Müller, der einmal mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen glaubt, täuschet sich oft selbst und ist bereit, was er selbst für Wahrheit hält, auch andern dafür zu geben; denn es liegt eine Neigung zum Wunderbaren und Uebernatürlichen in uns, und diese macht auch oft, daß wir, was zufällig ist, und den Grund mancher Begebenheiten übersehen, so nahe uns derselbe auch wol zuweilen vor den Augen liegt.

Aber der Vater starb doch immer plötzlich, fiel Marie ein.

Er starb ohne jene schmerzliche Zufälle, die beim Tode gewöhnlich vorher gehen. Un-

erwartet aber kam uns doch sein Tod gewiß nicht.

Aber was denkst du von der Erscheinung? forschte Marie weiter.

Laß uns, antwortete Müller, nach Ruhe des Gewissens trachten, damit nie das geängstete Herz und die aufgeregte Einbildungskraft uns Qualen bereite, und über alles, was uns hier unbegreiflich scheint, den Aufschluß jenseit des Grabes getrost erwarten.

A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

FEB -3 1973 ILL

4127130